GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Feminisms Revisited. Einleitung

Hanafi El Siofi, Mona; Moos, Jennifer; Muth, Liane

2010

https://doi.org/10.25595/3779

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hanafi El Siofi, Mona; Moos, Jennifer; Muth, Liane: *Feminisms Revisited. Einleitung*, in: FGS (Freiburger GeschlechterStudien), Jg. 16 (2010) Nr: 1, 13–46. DOI: https://doi.org/10.25595/3779.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Mona Hanafi El Siofi/ Jennifer Moos/ Liane Muth

Feminisms Revisited. Einleitung

Feministische Politik ist Identitätspolitik: ICH bin emanzipiert, ICH lasse mich nicht unterdrücken. Schwieriger ist es zu sagen, ICH bin Feministin. Denn was heißt das genau? Bin ich eine ‚neue' oder ‚alte' Feministin? Und wenn ich eine ‚neue' bin, bin ich eigentlich gar keine Feministin – so sehen das jedenfalls die ‚alten' …

Der Gestus des Neuen hat eine lange Tradition und kann durchaus produktiv wirken. Die Gefahr, Bewährtes und Bekanntes beziehungsweise bereits Erkanntes wieder zu vergessen, ist allerdings groß. Zwei Beispiele: Die bürgerlichen Differenztheoretikerinnen an der Wende zum 20. Jahrhundert grenzten sich mit ihren auf die Biologie der Menschen rekurrierenden Weiblichkeitskonzepten von den Frauenrechtlerinnen in der Nachfolge der 1848erinnen ab. Und auch die neue Frauenbewegung der 1970er Jahre bezog sich wenig auf die alte Frauenbewegung, die gleiche Rechte für alle gefordert hatte, sondern trat vor allem für die Politisierung des Privaten ein.

Und der so genannte Neue Feminismus? Der Neue Feminismus ist keine soziale Bewegung, er wird in Büchern, Talkshows und Zeitungsartikeln propagiert und ist durchaus kompatibel mit der Politik der Bundesregierung. Angela Merkel und ihre Ministerinnen Kristina Schröder und Ursula von der Leyen interpretieren Gleichstellungspolitik als Vereinbarkeitspolitik, und darum geht es auch den meisten Journalistinnen, die unter dem Stichwort Neuer Feminismus schreiben. Im Vordergrund steht die gerechte Teilhabe an Erwerbs- und Familienarbeit, die gleichwertige Verteilung von Lebenschancen und Wahlfreiheiten. Dabei ist zu beachten, dass jene kulturellen und diskursiven Praktiken, die die Entwicklung neuer Lebensformen und Strategien begleiten, vorrangig von gut ausgebildeten Frauen der Mittelschicht getragen werden. Die Gruppe der Migrantinnen oder Frauen, die mit ihren Familien in prekären Verhältnissen leben und die ein geringes Bildungsniveau haben, werden selten mitgedacht. Dies mag einer der Gründe sein, warum feministische Ideen heute verbreitet Akzeptanz finden, obwohl wir weit entfernt sind von einer geschlechtergerechten Gesellschaft. Weitgehende institutionelle Veränderungen sind ausgeblieben.

Das ist der Punkt, an dem es nicht mehr reicht, die Perspektive ein wenig zu ändern und das Wort „neu" dazuzuschreiben. Wir müssen stehen bleiben und uns umdrehen, einen Blick zurückwerfen. Feministische Ideen stehen immer in Relation zu einer historischen Situation, und so muss auch eine Neuorientierung des Feminismus in den historischen Kontext eingebettet werden.

Die Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser, eine der bekanntesten zeitgenössischen amerikanischen Feministinnen, tut genau das. Sie analysiert die Forderungen der Neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre und stellt fest, dass diese sich nicht nur kritisch mit dem androzentrischen, staatlich organisierten Kapitalismus auseinander setzte, sondern drei Dimensionen geschlechtsbezogener Ungerechtigkeit unterschied. Sie kämpfte für Umverteilung, Anerkennung, Repräsentation. Auseinandergerissen und von der Kapitalismuskritik getrennt, wurden diese drei Dimensionen dann selektiv eingegliedert in den postfordistischen, transnationalen, neoliberalen Kapitalismus. Fraser unterstellt, dass die kulturellen Veränderungen, die die Neue Frauenbewegung in Gang setzte, damit zugleich der Legitimation eines strukturellen Umbaus der kapitalistischen Gesellschaft diente, welcher feministischen Visionen einer gerechten Gesellschaft diametral zuwiderläuft (vgl. Fraser 2009, 43 ff).

Selbst-Bewusstheit und Klärung der eigenen Ziele sind daher wichtige Ergebnisse einer feministischen Revision. Dadurch kann auch für die Zukunft Positives bewirkt werden. Fraser vertritt die These, dass die gegenwärtige Staatskrise die Anfänge eines Übergangs vom Neoliberalismus zu einer neuen Form der Gesellschaftsorganisation markiert, und dass der Feminismus hier eine entscheidende gestalterische Funktion übernehmen könnte. In ihrer Vision eines postneoliberalen Anti-Ökonomismus setzt Fraser darauf, dass die Dimensionen der Umverteilung, der Anerkennung und der Repräsentanz wieder miteinander verbunden werden und der Zusammenhang zwischen feministischer Kritik und Kapitalismuskritik wiederhergestellt wird (vgl. Fraser 2009, 43 ff). Selbst wenn man sich diesen Thesen nicht anschließen mag, ist das Wiedererinnern und Anknüpfen Frasers an Errungenschaften der Frauenbewegung richtungsweisend.

Erwerbsarbeit ist gleich Emanzipation?

Im Kapitalismus hat bezahlte Arbeit als wirtschaftlich produktive einen hohen Wert und das führte zu einer Minderbewertung unbezahlter Haus- und Fürsorgearbeit, die in der Regel von Frauen geleistet wird. Auf diese Weise verstärkten sich traditionell verankerte patriarchale Dominanzstrukturen weiter, zumal Männer als Bestreiter des Familieneinkommens in der Rechtsprechung der Nationalstaaten eindeutig bevorzugt wurden. Deshalb kämpften die aufkommenden feministischen Bewegungen im Westen schon vor über hundert Jahren für rechtliche Besserstellungen und für die Einbeziehung von Frauen auf dem Erwerbsarbeitsmarkt, um dem dortigen Androzentrismus entgegenzuwirken und für ein Empowerment von Frauen zu sorgen. So entwickelten sich im Wes-

ten mit der Zeit der Zugang zu und die Kontrolle von finanziellen Ressourcen zu Indikatoren der Machtposition in einem Haushalt.

Zu Beginn des letzten Jahrhunderts konnten auch arabische Feministinnen in vielen muslimischen Ländern Erfolge erzielen, die bis heute wirksam sind. Allgemein lässt dort die Gesetzeslage für Frauen leider noch immer sehr viele Wünsche offen, aber postkolonial konnten etwa die frühen Feministinnen Ägyptens den Zugang für Frauen zur Erwerbsarbeit durchsetzen. So ergab beispielsweise eine rezente Studie über ägyptische Frauen der Mittel- und Oberschichten Folgendes (vgl. Hanafi El Siofi 2009): Heute dominiert hier die Praxis, dass Frauen mit der ersten Schwangerschaft ihren Beruf aufgeben und oftmals wieder berufstätig werden, sobald alle Kinder in die Schule gehen. Die Frauen schätzen die Vorteile ihrer Erwerbstätigkeit sehr. Das nicht nur, weil sie damit persönliche Interessen jenseits von Haus- und Familienarbeit verfolgen können, sondern insbesondere deshalb, weil sie durch eigenes Geld und ihren eventuellen Beitrag zum Familieneinkommen mehr Selbstbestimmung und Einfluss auf Entscheidungen in familiären Angelegenheiten gewinnen. Dies spricht also durchaus für die oben genannte Rechnung ‚Erwerbsarbeit ist gleich Emanzipation und Autonomie'. Doch mittlerweile gibt es in Ägypten Frauen, die, um von ihren Männern ernst genommen zu werden, erwerbstätig sind, obschon sie es eigentlich gar nicht möchten und es finanziell nicht nötig hätten. Die Entscheidung einer Frau, auf eine Berufstätigkeit sogar ganz zu verzichten, wird zwar generell anerkannt, weil Familienfürsorge ihrer herkömmlichen Geschlechtsrolle entspricht, doch die soziale Bewertung der ‚nur' reproduktiven weiblichen Haus- und Erziehungsarbeit ist im Vergleich zur bezahlten Berufstätigkeit erheblich gesunken. Daher setzen sich (feministische) Islamistinnen aktuell für die Wiederaufwertung der Haus- und Familienarbeit ein, nicht ohne daneben auch die Durchsetzung und den Schutz von Frauenrechten zu verlangen. Islamistinnen sind nicht generell gegen die Erwerbstätigkeit von Frauen, ohnehin nicht, wenn diese aus ökonomischen Gründen – wie so oft – unvermeidlich ist, mit dem Blick auf die Nachteile weiblicher Erwerbsarbeit aber behält für sie die althergebrachte Geschlechterordnung ihren Charme. Als abschreckendes Exempel schwebt ihnen dabei die Situation der Frauen im Westen vor. Denn wie in vielen muslimischen Ländern sind im Westen zwar immer mehr Frauen in die Erwerbsarbeit hineingekommen, doch die meisten von ihnen erleben de facto die enorme Doppelbelastung von Erwerbsarbeit *und* Haushalt und Familienversorgung. Wollen sie gar beruflich aufsteigen, müssen sie sich nicht selten *für* ihre Karriere und *gegen* Familie entscheiden. Auf jene im Westen aufgekommene Problematik, die ebenso für Schwierigkeiten mit vernachlässigten Jugendlichen verantwortlich gemacht wird, reagiert der Mainstream der muslimischen Frauen mit dem Wunsch nach der Beibehaltung ihrer bisherigen Praxis bzw. der Aufrechterhaltung der traditionalistischen Geschlechtsrollenverteilung – allerdings eben unter Bedingungen, die ihnen gegenüber fair sind. Schließlich haben auch sie von überfaulen Paschas, die sie in allem dominieren und kontrollieren, sich zu Hause vielleicht nicht einmal für sich selbst ein Glas Wasser holen können, die Nase längst gründlich voll. Doch weil sie sich nicht mehr Arbeit aufhalsen wollen, beziehen sich die ägyptischen Musliminnen zu ihrem eigenen Wohl auf

religiöse und biologistische Argumente, die im Westen bis dato keine Unbekannten sind: Frauen seien aufgrund der von Gott so gewollten psychophysischen Voraussetzungen für Fürsorgetätigkeiten einfach besser geeignet, daher sollen diese in ihrer Hauptverantwortlichkeit bleiben.

Come back, Hausfrau!

Im Westen hat sich, ebenso wie in vielen muslimischen Ländern, eine starke Flexibilisierung und Erweiterung von Frauenrollen ergeben. Aber obwohl hier die angeblich komplett verwirklichte Emanzipation der westlichen Frau zum weltweiten Maßstab an Fortschrittlichkeit erhoben wird, übernehmen westliche Männer bis zum heutigen Tag keineswegs in gleichem Ausmaß Versorgungsarbeiten zu Hause – sie können problemlos Familie haben *und* Karriere machen bzw. ohne Mehrbelastung einem Beruf nachgehen. Die männlichen Rollen flexibilisierten sich demnach deutlich weniger als die der Frauen. Selbst wenn junge Menschen beiderlei Geschlechts heute bis zum Ende ihrer Ausbildung meist eine vergleichbare Ausgangslage haben, arrangieren sie sich mit ihren jeweiligen Geschlechtsstereotypen spätestens, wenn sie in den Beruf einmünden oder das erste Kind erwartet wird. Das heißt, sukzessive findet eine „Re-Traditionalisierung und Re-Vergeschlechtlichung der Lebenslaufmuster" (Wetterer 2003a, 14 f) statt. Noch eine Generation früher wurde eine Polarisierung der Geschlechter als ‚entlastende Hilfskonstruktion' (vgl. Hagemann-White 1984) benutzt, um eine solche Rollenverteilung zu begründen – wie sie auch am Beispiel der zuvor genannten Musliminnen deutlich wurde. Inzwischen jedoch wird die traditionalistische Rollenverteilung „als Ergebnis einer individuellen und gemeinsam mit dem Partner ausgehandelten Wahl" (Wetterer 2003a, 16) propagiert, aufgrund des ‚Verbots' durch die Semantik der Modernisierungsdiskurse, die die Gleichberechtigung der Geschlechter als vollzogen behaupten und auf diese Weise die Asymmetrie der Geschlechterverhältnisse verschleiern bzw. de-thematisieren (vgl. Wetterer 2003b, vgl. Hagemann-White 2006). Daher erliegen gerade Frauen ungebrochen der ‚Ideologie des freiwilligen Verzichts' (vgl. Hagemann-White 1984) auf Karriere, die den bestehenden gesellschaftlichen Machtverhältnissen genau entspricht; zudem müssen sie ja davon ausgehen, dass Männer ihnen in den als ‚weiblich' definierten Arbeitsbereichen wie etwa dem Haushalt nur ungern etwas abnehmen. Die grundlegende Reorganisation der Geschlechterordnung im Westen, ein Anspruch, der durch die dortige zweite Feministische Welle in den 1970er Jahren angestoßen wurde, lässt sich faktisch nur in Ausnahmefällen feststellen. Und in Anbetracht der Berichte über die ‚Zwangsemanzipation' von Frauen durch obligatorisch gewordene Erwerbsarbeit, weibliche Doppelbelastungen u.ä. beginnt sich mittlerweile doch so viel Frust breit zu machen, dass bei vielen das Bedürfnis an Komplexitätsreduktion wächst, um der gefühlten Hilflosigkeit eine leicht greifbare Lösung zu unterbreiten: In jüngster Zeit erleben biologistische Argumente wieder ein offenes – und erfolgreiches – Comeback, um die teils stark romantisierten traditionalistischen Geschlechterarrangements szientistisch zu begründen – wie etwa bei Eva Herman und Norbert Bolz

(vgl. Pusse in diesem Band). Dieses Phänomen greift mit dem Engagement der Islamistinnen fließend ineinander, die bestehende Geschlechtsrollenverteilung im Wesentlichen beibehalten zu wollen, um sich weibliche Überforderung zu ersparen und der Frau als Fürsorgerin der Familie wieder einen größeren Wert zuzuerkennen. Doch nicht nur dort, auch in manchen feministischen Kreisen wurde die Frage laut, warum man nicht *selbst*kontrollierte Hausarbeit *bewusst* nichtberufstätiger Frauen ebenso als performativen Ausdruck weiblicher Macht und Identität anerkennen könne, anstatt sie nur mit vergeschlechtlichter Ausbeutungspraxis gleichzusetzen (vgl. Erdem 2003).

Feministische Ökonomiekritik heute

Ganz generell sollten sich dieser Tage die verschiedenen feministischen Strömungen angesichts der Meldungen über die weltweit wachsende Feminisierung der Armut – trotz Frauenerwerbsarbeit und anderen von umfassender gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen Personenkreisen – einer gründlichen Ökonomiekritik zuwenden. Die Vorhaltungen der zweiten feministischen Welle im Westen gegenüber dem staatlich organisierten Kapitalismus, der Geschlechterungleichheit und weiteren soziale Differenzen begünstigenden Tendenzen, fielen praktisch zeitgleich mit neoliberalen Kräften zusammen, die mit ihrem Kalkül unbegrenzten transnationalen Wettbewerbs schließlich ihren Siegeszug antraten. Vertreter_innen[1] der neoliberalistischen Wirtschaftsform nahmen die Vorschläge von Feministinnen auf und schrieben sich sogar auf die Fahnen, feministisch zu sein, weil es gut zur Ideologie sich selbst regulierender, freier Märkte passte, sämtliche verfügbaren Kräfte mobilisieren zu wollen. So sind gerade sehr hoch qualifizierte Frauen mit Karriereerfolg Leitbilder des Neoliberalismus – der weltweit jedoch vorwiegend Massen an schlecht bezahlten Billigkräften produziert und für sich auspresst. Profitieren zwar überall auf dem Globus nicht nur Frauen der Eliten auf die eine oder andere Weise durchaus von feministischen Forderungen, zeigt sich an den nachgefolgten Ambivalenzen aber wie gefährlich nah sich diese in mancher Hinsicht an den neoliberalen Ökonomiekonzepten befinden. Derweil allerdings ging über der dringend notwendigen akademischen Spezialisierung der Praxisbezug verloren oder ehemals klare feministische Stellungnahmen verwässerten sich im Rahmen von Diversity Management und Gender Mainstreaming (vgl. Degele/ Winker in diesem Band, vgl. Fraser 2010).

Wie könnte also eine heutige feministische Theorie aussehen, die den Kapitalismus bzw. Neoliberalismus kritisiert? Hierfür greift z.B. Nancy Fraser (2010) auf Karl Polanyis Werk *The Great Transformation* von 1944 zurück. In dieser historischen Analyse wird als Ursache des Zusammenbruchs des Kapitalismus kurz nach der letzten Jahrhundertwende der gesellschaftliche Konflikt zwischen dem Wunsch nach unregulierter Vermarktlichung und dem Wunsch nach sozialer Absicherung überzeugend dargelegt. Fraser versteht die gegenwärtige Krise des Kapitalismus als Echo der damaligen Verhältnisse. Doch sie

will Polanyis Wirtschafstheorie nicht einfach übernehmen. Denn jene spricht sich zu simplifiziert gegen freie Märkte aus, wobei diese als Unterwerfer von Gesellschaft, Moral und Ethik nach einem marktorientierten Modell gelten, das jegliche Solidarität zerstört und rücksichtslos die Natur ausplündert; auf der anderen Seite wird eine staatlich kontrollierte Ökonomie mit sozialer Absicherung überidealisiert, deren unterbreitete Maßnahmen aber ebenfalls Träger unterdrückerischer Machtstrukturen sind. Um nun trotzdem Polanyis Theorie sinnvoll nutzbar machen zu können, erweitert Fraser die beiden Dimensionen Vermarktlichung und soziale Absicherung um einen *missing link*, um eine dritte Dimension des sozialen Konflikts: die Emanzipation. Emanzipation wendet sich gegen Suppression und hat gleichzeitig soziale Gerechtigkeit zum Ziel. Sie kann sowohl ein Zuviel an Protektionismus als auch „die unterdrückerischen Folgen der Deregulierung anprangern" (Fraser 2010, 7). – Und eben das ist die ambivalente Position, in die sich Feministinnen der ersten und zweiten Welle begaben, als sie sich gegen die sexistischen Normen sozialer Absicherung wie Familienlohn wendeten und sich für Frauenrechte wie das Recht auf Eigentum, Vertragsmündigkeit und Berufsfreiheit einsetzten. Des Ineinanderwirkens der drei vorgenannten Dimensionen waren sich die liberalen und radikalen Feministinnen der zweiten Welle aber nicht bewusst und wurden eher zu Befürworterinnen von Vermarktlichung und Deregulierung. Indessen waren sich sozialistische Feministinnen und *women of color* der Dreifachbewegung relativ bewusst und fokussierten die soziale Absicherung, wobei sie intuitiv versuchten, „die deregulierenden Kräfte auf ihren Irrwegen nicht zu bestätigen" (13). Doch obwohl „die Ambivalenz des Feminismus in den letzten Jahren zum Vorteil der Vermarktlichung aufgelöst worden ist" (14), begreift Fraser das Ansinnen des Feminismus nicht als gescheitert, sondern verlangt das Aufgeben der „Liebschaft mit dem Neoliberalismus und eine gewissenhafte Allianz mit den Kräften der sozialen Absicherung" (ebd.). Feministinnen sollten wieder in großen Maßstäben denken und erneut ihre Kritik am Androzentrismus aufnehmen, um „für eine Lebensform zu kämpfen, die den Status bezahlter Arbeit mindert, unbezahlte Leistungen … hingegen schützt und stützt" (ebd.). Das könnte vielleicht auch die Islamistinnen interessieren, die im Grunde nichts anderes als eine gerechte Gesellschaft im Sinn haben, wenn sie sich nach der staatlichen Institutionalisierung eines vom *male bias* befreiten Islam zugunsten von Frauen sehnen (vgl. Hanafi El Siofi 2009). Um zukünftigen feministischen Debatten für eine kritische Stellungnahme gegenüber neoliberalen Strategien das nötige Material an die Hand zu geben, schlagen Nina Degele und Gabriele Winker (in diesem Band) eine intersektionale Mehrebenenanalyse vor. Diese wurde innerhalb der Geschlechterforschung entwickelt und kann Wechselwirkungen zwischen Ungleichheit generierenden sozialen Kategorien erklären, „um darüber Widerstandspotenziale und politische Eingriffsmöglichkeiten zu identifizieren" (79).

Die Sorge ist weiblich

Ohne Haus- und Familienarbeit geht gar nichts. Kochen, waschen, pflegebedürftigen Angehörigen beim Aufs-Klo-Gehen helfen – diese Verrichtungen sind unverzichtbar. Quantitativ äußert sich dies darin, dass die Haus- und Familienarbeit gesamtgesellschaftlich betrachtet mehr Arbeitsstunden auf sich vereint als die Erwerbswelt. Darüber geben Tagebuchaufzeichnungen und Zeitbudgetstudien detailliert Aufschluss (vgl. Arn 2000, vgl. Geiss/ Picot 2009). Dabei ist die Aufwendung von Zeit für ebendiese Tätigkeiten bis zum heutigen Tag beharrlich und weitgehend den Frauen vorbehalten (vgl. Bauer 2009).

Diametral zu ihrer Bedeutung steht die schon geschilderte Ungleichbehandlung von Hausarbeit und (Für-)Sorge in Gegenüberstellung zur Erwerbsarbeit. Die Minderbewertung weiblicher Tätigkeiten und die diskriminierende Wirkung des Familienlohns wurden bereits in den 1970er Jahren herausgearbeitet. Beispielsweise wurde darauf hingewiesen, dass der Hausarbeit eine monetäre Gegenleistung und gesellschaftliche Anerkennung fehlt (vgl. Diercks 2008, 63 f). Frauen sollten mit ihrem Anteil am Familienlohn zufrieden sein. Sie sollten sich zugunsten der Bedürfnisse anderer zurücknehmen, beim Essen ihrem Mann die größte Portion geben und die Kinder sauber halten. Dem gegenüber stand in der politischen Kultur des staatlich organisierten Kapitalismus ein der ethnischen Majorität angehöriger, männlicher Arbeitnehmer – der Ernährer, Familienvater und Das-größte-Stück-Fleisch-Esser. Der Arbeitslohn dieses Mannes hatte die hauptsächliche wirtschaftliche Grundlage seiner Familie zu bilden, während Arbeitseinkünfte seiner Ehefrau als Zuverdienst galten. Dies war bis in die 1960er Jahre hinein die Grundlage staatlicher Politik in Beschäftigungs-, Wohlfahrts- und Entwicklungsfragen. Mit der Überbewertung der Lohnarbeit verstellte diese politische Kultur den Blick auf die gesellschaftliche Bedeutung unbezahlter Pflegeleistungen und der Reproduktionsarbeit.

Auf die Hausarbeitsdebatte der 1970er Jahre folgten die noch nicht allzu lange zurückliegenden Lohnkämpfe des Pflegepersonals, die Thematisierung der Dilemmata im Berufsalltag von Kranken- und Altenpflegerinnen, die Verlagerung von Sorgearbeit auf osteuropäische Migrantinnen. Denn das Problem, dass Hausarbeit und andere Sorge-Leistungen nicht genügend geschützt und gestützt werden, setzt sich bei bezahlten Tätigkeiten aus dem Dienstleistungssektor fort. Deswegen muss die seit mehr als zwei Jahrzehnten international und interdisziplinär geführte Debatte um die Haus-, Beziehungs-, Fürsorge- und Pflege-Arbeit – kurz: Care-Arbeit – wirklich alle Bereiche in den Blick nehmen, in denen vorwiegend Frauen für andere sorgen. Zumal dort, wo erwerbstätige Frauen keine Zeit mehr haben, ihre Familie und ihren Haushalt selbst zu versorgen und dies andere, bezahlte weibliche Kräfte – oft Migrantinnen – übernehmen.

> Werfen wir einen Blick über das ‚alte' Europa hinaus, so zeigen sich neue, weltweite Migrationsbewegungen, insbesondere von Frauen zum Zwecke von vorübergehenden oder langfristigen Sorge- und Haushaltstätigkeiten in reichen Ländern. Insbesondere in der Altenarbeit werden Migrantinnen – oft illegal – zumeist in privaten Haushalten eingesetzt. (Brückner 2008a, 48)

Aber auch in Privathaushalten werden Sorgearbeiten zunehmend von Migrantinnen übernommen. In der Folge entstehen globale Betreuungsketten. Denn wenn Frauen über Länder hinweg Versorgungstätigkeiten leisten, müssen sie oft auch die Sorge für eigene Familienmitglieder organisieren. Das Problem der unterbewerteten, nicht zur offiziellen ‚Wirtschaft' gehörenden weiblichen Arbeit, der Unvereinbarkeit von Care-Leistungen mit den Bewertungskriterien des New Public Management, wird verschoben. Ob im Haus, in Berufen, im Ehrenamt. Das Sorgen bleibt weiblich.

> Care is both the paid and unpaid provision of support involving work activities and feeling states. It is provided mainly, but not exclusively, by women to both able-bodied and dependent adults and children in either the public or domestic spheres, and in a variety of institutional settings. (Thomas 1993, 665)

Bei der wohlfahrtsstaatlichen Organisation von Care gibt es Unterschiede, die für die Lebenswelten betroffener Frauen unterschiedliche Auswirkungen haben. Brückner nennt exemplarisch drei westliche Entwicklungspfade für von Frauen erbrachte soziale Dienstleistungen, wobei sie private Sorgetätigkeit einbezieht (vgl. Brückner 2008b, 171 f):

- Beim beispielsweise Schweden zugeordneten „Dienstleistungsmodell" ist die Sorgearbeit weitgehend öffentlich und professionell organisiert, die Frauenbeschäftigung ist vor allem in diesen Diensten hoch.
- Beim den USA zugeordneten „Dienstbotenmodell" konstatiert Brückner eine starke soziale Polarisierung, hervorgerufen durch einen Anstieg marktförmiger Dienstleistungen im Niedriglohnsektor.
- Beim deutschen Modell, dem „Familienmixmodell", sind professionelle soziale Dienstleistungen nicht so stark ausgebaut und die private Sorgearbeit wird sozialstaatlich mittels Steuerpolitik und Transferzahlungen gestützt. Diese „Disemployentstrategie" ist geschlechterwirksam, da sie eine niedrige Frauenbeschäftigung evoziert.

Im letzten Jahrzehnt kommt es zu Annäherungen zwischen diesen Modellen, die neoliberale globale Politik hat Versorgungsleistungen re-privatisiert, gleichzeitig werden auch Frauen mit Sorgeverantwortung zunehmend zur Erwerbsarbeit verpflichtet. Dadurch ergibt sich ein Care-Defizit. Die Familien, respektive die Frauen, können aus Zeitgründen weniger nicht bezahlte Sorgeleistungen erbringen, gleichzeitig werden öffentliche Sorgeleistungen abgebaut. Die europäischen Wohlfahrtsstaaten bemühen sich zwar, eine Politik der Vereinbarkeit (*employability*) zu etablieren. In Deutschland beispielsweise werden, ermöglicht durch

Elternzeit/ Elterngeld und Pflegezeit/ Pflegeversicherung, familiale Betreuungsleistungen zeitlich begrenzt. An den geschlechterpolitischen Auswirkungen dieser Regelungen scheiden sich aber die Geister. Gut ist dies aktuell beim noch diskutierten Betreuungsgeld zu beobachten, das als eine Art Aufwandsentschädigung für Erziehungsleistungen daherkommt. Dieses Betreuungsgeld könnte nämlich für Frauen einen Anreiz setzen, dem Erwerbsleben länger als politisch gewünscht fernzubleiben. Deswegen stellt Brückner fest, dass „diese Art der Förderung von Sorgearbeit unter dem Gesichtspunkt der Gleichstellung der Geschlechter frauenpolitisch höchst umstritten" (Brückner 2008a, 51) ist.

Who cares? Wer pflegt wen?

Wenn nun die Frauen nicht mehr zu Hause bleiben wollen, sollen und können, stellt sich aber – mit Blick auf die demografische Entwicklung, Staatskassen und Gesundheitsreformen – die Frage: Wer pflegt künftig wen – und zu welchen Bedingungen? Dies ist offenbar eine wirtschaftliche Frage, auch wenn das nicht immer so gesehen wird. Denn niemand kommt ohne Sorge und Versorgung von anderen oder für andere aus. Die Betreuung kleiner Kinder, die Pflege älterer Menschen, die Versorgung von Kranken, das ehrenamtliche Engagement für Soziales: Sorgearbeit ist überall – und muss auch in die Ökonomie Eintritt finden. Care-Arbeit muss ‚gezählt' werden, auch wenn sie sich den gängigen wirtschaftlichen Prinzipien von Gewinnsteigerung, Effizienz, Nutzen und Prozessmaximierung sowie Produktivität widersetzt.

Reproduktives Handeln muss als jener Teil der Ökonomie, der Erwerbsarbeit erst ermöglicht, mitgerechnet werden. Dann können Sorgeleistungen in das integriert werden, was sich Wirtschaft nennt, aber nur einen kleinen Teil der Tätigkeiten zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse berücksichtigt.

Eine feministische Kritik der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung reicht jedoch nicht aus. Um über die Problematisierung der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit hinauszukommen, braucht es Diskussionen um Fürsorge und Fürsorglichkeit, die sowohl die feministischen Fragen nach den Voraussetzungen der Arbeitsgesellschaft weiterführen, als auch gesellschaftstheoretische Perspektiven eröffnen. Dabei sollte es erlaubt sein darauf hinzuweisen, dass die doppelte Berufstätigkeit von Eltern sich drastisch auf innerfamiliäre Beziehungen auswirkt. Diercks beispielsweise geht davon aus, dass die Dominanz der beruflichen Sphäre,

> die sich durch ein ‚Mehr' der Frauen in der Erwerbsarbeit ausdrückt, ohne dass dies durch ein entsprechendes ‚Mehr' der Männer in der Reproduktionsarbeit ausgeglichen wird (…) mit Rückwirkungen auf die Verrichtung reproduktiver Arbeiten verbunden ist und sich familiäre Praktiken und damit die Bedingungen familiärer Sozialisation verändern. (Diercks 2008, 66)

Beziehungen benötigen Zeit, und ebendiese fehlt, wenn sie beispielsweise von Eltern zu 100 Prozent in Erwerbsarbeit gesteckt wird. Erschwerend kommt hinzu, dass der moderne Mensch flexibel und mobil agiert. Befallen vom Tempo-Virus hasten Familienverantwortliche von einer Aufgabe zur nächsten. Angetrieben durch Taktgeber wie Kindergarten, Arbeitgeber, Ämter, versuchen sie, Öffnungs-, Wege- und Arbeitszeiten unter einen Hut zu bekommen. Diese permanente Beweglichkeit steht den bisherigen Voraussetzungen für verlässliche, vertrauensvolle Beziehungen entgegen. Sie sind, so ist es aktuell auch bundespolitisch gewünscht, von Frauen und Männern unter Bedingungen biografischer Unsicherheit und ohne Rückgriff auf die traditionelle Arbeitsteilung herzustellen.

Alle Menschen haben das Recht und die Pflicht für andere zu sorgen

Schon Adam Smith, der Theoretiker der Arbeitsteilung, schrieb:

> Man mag den Menschen für noch so egoistisch halten, es liegen doch offenbar gewisse Prinzipien in seiner Natur, die ihn dazu bestimmen, an dem Schicksal anderer Anteil zu nehmen und die ihm selbst die Glückseligkeit dieser anderen zum Bedürfnis machen, obgleich er keinen anderen Vorteil daraus zieht, als das Vergnügen, Zeuge davon zu sein. (Smith 1977, 1)

Die geschlechterübergreifende Fähigkeit, sich in die Gefühle anderer hineinzuversetzen – für Smith die Basis des Zusammenhalts einer Gesellschaft – wurde in der Vergangenheit zwar den Frauen zugeordnet. Es spricht jedoch nichts dagegen, sie nun auch den Männern zuzubilligen.

Die feministische Kritik am Ernährerlohn, die vom Neoliberalismus aufgenommen wurde, muss hierfür in Richtung Dezentrierung von Erwerbsarbeit verschoben werden. Sie muss Tätigkeiten aufwerten und anerkennen, die nicht warenförmig erledigt werden. Eine Modellvorstellung für ein gerechtes System von Care nimmt Beziehungswünsche ernst und ermöglicht gesellschaftliche Teilhabe. Ein sozialstaatlich gesicherter, institutioneller Überbau ist hierfür allerdings unverzichtbar. Konkret hat Fraser bereits 2001 die Einführung einer kürzeren Wochenarbeitszeit gefordert, die die gleichzeitige Übernahme von Fürsorge durch beide Geschlechter ermöglichen würde:

> Der Schlüssel zur Verwirklichung der vollen Gleichheit der Geschlechter in einem postindustriellen Wohlfahrtsstaat liegt (...) darin, die gegenwärtigen Lebensmuster von Frauen zum Standard und zur Norm für alle zu machen (...). Wir könnten eine solche Vision das Modell der „universellen Betreuungsarbeit" nennen. Wie würde so ein Wohlfahrtsstaat aussehen? (...) Alle Arbeitsplätze würden für Arbeitnehmer zur Verfügung stehen, die auch Betreuungsaufgaben haben. Alle wären mit einer kürzeren Wochenarbeitszeit verbunden (...). Die informelle Be-

> treuungsarbeit würde einesteils staatlich unterstützt und wie die Erwerbsarbeit in ein einheitliches Sozialsystem integriert werden. Anderenteils würde sie in den Haushalten von Verwandten und Freunden geleistet werden. (Fraser 2001, 101)

Die sorgenden Verwandten wären dann sowohl Frauen als auch Männer. Aktuell allerdings ist die Fürsorge- und Pflegetätigkeit eine wichtige soziale Praxis vor allem von Frauen. Die notwendige geschlechterübergreifende Konstruktion von Sorgearbeit sollte dies wertschätzen. Die für soziale und pflegende Berufe sowie für die private Fürsorge konstitutive Koppelung von Gefühls- und Beziehungsarbeit an hilfreiches Tun, Mitfühlen, Beistehen etc. sind Tugenden, die Anerkennung nicht erst dann verdienen, wenn auch Männer sie verwirklichen.

„Wann ist ein Mann ein Mann?"

So fragt Herbert Grönemeyer Mitte der 1980er Jahre in seinem Song „Männer" und verweist im Liedtext auf eine Bandbreite männlicher Identifikations- und Zuschreibungsmuster, die von heimlich weinen über lügen am Telefon bis hin zu Kriege führen und Raketen bauen reicht. Obgleich der Song die ‚Unersetzlichkeit' von starken Männern betont, spricht er gleichzeitig auch männliche Verletzlichkeit und Verletzungsoffenheit an, wie sie fast zwei Dekaden später von Männer- und Männlichkeitsforscher_innen thematisisert werden (vgl. z.B. Lenz 2007). Ob nun unter dem Label *men's studies*, (kritische) Männerforschung, Männlichkeitsforschung oder anti-sexistische Männerforschung (vgl. Walter 2000, 97), eines ist im Laufe der letzten Jahre deutlich geworden: Die theoretische Auseinandersetzung mit ‚Männern' und ‚Männlichkeit(en)' ist aus den Gender Studies nicht mehr wegzudenken. Männlichkeit gilt nicht länger als die unhinterfragte Norm, an der sich Weiblichkeit zu orientieren und abzuarbeiten hat. Mit dem Fokussieren auf Männer und Männlichkeit aus einer feministisch-, gender- und queertheoretisch-informierten Perspektive eröffnen sich neue Möglichkeiten zur Untersuchung von Geschlechterverhältnissen und dem Entwurf neuer, geschlechtergerechterer Lebenswelten.

So haben auch die *Freiburger GeschlechterStudien* eine Veranstaltungsreihe und einen Band dem Thema „Männer und Geschlecht" (2007) gewidmet, in dem sich u.a. Aufsätze zu ‚perfekten Vätern', Soldaten und Sozialarbeitern, *gangsta*-Rappern, *drag kings*, schwulen Cowboys, und Männlichkeitsbildern in der deutschsprachigen Literatur sowie im französischen Kino finden. In der Einleitung zum Band werden exemplarisch vier zentrale Theorien skizziert: Klaus Theweleit untersuchte bereits Ende der 1970er Jahre das „Bild des ‚soldatischen Männerkörpers'" (Bergmann/ Moos 2007, 15) in seinem zweibändigen Werk *Männerphantasien* (1977 und 1978). Danach fungiert der „phallisch-männliche Körperpanzer (…) nicht nur als Abwehr gegen die äußeren, weiblichen Einflüsse, sondern zugleich gegen eigene ödipale, ins Unbewusste verschobene Wünsche nach der ursprünglichen Verschmelzung mit der Mutter" (Bergmann/ Moos 2007, 16).

Weniger in psychoanalytischen Interpretationsmustern verhaftet ist Raewyn Connells (ehemals Robert Connell) Untersuchung zum Konzept der ‚männlichen Hegemonie', das sie in *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (1999, dtsch. 2000) vorstellt. Connell verfolgt einen dynamischen, nicht notwendigerweise an das biologische Geschlecht gebundenen Ansatz, der „‚Männlichkeit' (…) nicht als Essenz[,] sondern als ein Resultat sozialer Interaktion" (Bergmann/ Moos 2007, 16) versteht. Connell beleuchtet in der Studie zum einen das Verhältnis zwischen Männern und Frauen anhand der Analyse von einerseits Macht- und Produktionsbeziehungen und andererseits emotionalen Bindungsstrukturen. Darüber hinaus untersucht Connell Machtstrukturen unter Männern anhand der vier Prinzipien Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung, wobei Connell ein flexibles, nicht-statisches, sich ständig veränderndes Hegemonieverständnis zu Grunde legt. Zudem führt sie im Rahmen der Komplizenschaft das Konzept der ‚patriarchalen Dividende' ein. Vereinfacht kann dies erklärt werden als der (nicht nur) soziopolitische und ökonomische Gewinn der ‚den Männern' in einer patriarchalen Gesellschaft aus ihrem biologischen ‚Mannsein' entspringt. Denn Connell zufolge „profitiert die überwiegende Mehrzahl der Männer von (…) dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frau erwächst" (Connell 2000, 100). Allerdings macht Connell auch sehr differenziert darauf aufmerksam, dass die Teilhabe an der ‚patriarchalen Dividende' sich umso schwieriger gestaltet, je weiter ein Individuum von den hegemonial gesetzten Männlichkeitsvorstellungen abweicht.

Pierre Bourdieus Band *Die männliche Herrschaft* (1998), in dem er unter Rückgriff aus seine Habitus-Theorie die zuerst einmal nicht sehr ‚radikal' anmutende These vertritt, dass „patriarchale Strukturen auch in heutigen westlichen Gesellschaften noch fest verankert sind" (Bergmann/ Moos 2007, 19), sorgte für Kontroversen innerhalb der Männerforschung sowie unter Anhänger_innen poststrukturalistischer und dekonstruktivistischer Denkrichtungen. Darauf, dass die männliche Hegemonie „derart in die Körper eingeschrieben [ist], dass sie als ahistorisch und unumstößlich erscheint und keiner Rechtfertigung bedarf" (20), schließt Bourdieu in seinem Werk unter Rückbezug auf ethnologische Beobachtungen der Kabylen, einer vorindustriellen Gesellschaft in Algerien.

Aus *queer*-feministischer Perspektive besonders interessant ist Judith Halberstams Werk *Female Masculinity* (1998), das den Grundstein für zahlreiche weitere Studien zu ‚weiblicher Maskulinität' – oder: ‚weiblichen Maskulinitäten' – legte. Im Gegensatz zu den Arbeiten von Theweleit, Connell und Bourdieu entkoppelt Halberstam Männlichkeit radikal vom anatomisch männlichen Körper. So spricht sie im einleitenden Kapitel von „*Masculinity without Men*" (2003, 1; Hervorh. i. O.), wenn sie fordert: „masculinity must not and cannot and should not reduce down to the male body and its effects" (ebd.). Halberstam sieht in ‚weiblicher Maskulinität' weit mehr als das bloße Nachahmen ‚männlicher Maskulinität'. In ihrer Genealogie ‚weiblicher Maskulinitäten' im England und den USA des 20. Jahrhunderts werden *tomboys*, Frau-zu-Mann-Transsexuelle, Butch-Lesben, *drag kings* und Transgender zu Protagonist_innen, die durch ihre Präsenz und Sichtbarkeit rigide Geschlechterbinarismen in Frage stellen

(können). Da genderdeviante Subjekte außerdem eine Bedrohung für die ‚Institution Mutterschaft' (273) darstellen können, rütteln sie an nationalstaatlichen Vorstellungen von Reproduktion, Familie und Generationalität (vgl. Halberstam 2005, 15). Im lustvollen Zelebrieren ‚weiblicher Maskulinität' sieht Halberstam deshalb ein nicht zu unterschätzendes gesellschaftsrelevantes Potential, das uns viel darüber lehren kann, wie (nicht nur männliche) *Männlichkeit als Männlichkeit konstruiert* wird (vgl. Halberstam 2003, 1).

Neben den kurz vorgestellten Männlichkeitstheorien haben sich in den vergangenen Jahren u.a. Forschungsfelder aufgetan, die sich mit den Rollenanforderungen an die ‚neuen Väter' (vgl. z.B. Baur 2007) auseinandersetzen, die sportlich-joggend ihren dreirädrigen Kinderwagen – oder heißen diese jetzt Kindersportwagen oder Buggy oder noch ganz anders? – vor sich her schieben, währenddessen die Nachrichten auf ihrem iPod checken und sich nicht mehr sicher sind, ob sie nun mehr verdienen dürfen als die Kindesmutter. Ebenso ist die Sozialisation männlicher Jugendlicher unter dem Stichwort der Jungenforschung in empirischen Arbeiten stärker in den Blick geraten (vgl. z.B. Flaake 2008, Budde/ Mammes 2009) sowie auch Männer, die in feminisierten Berufsumfeldern wie der Grundschule arbeiten (vgl. Baar 2010). Abgesehen von akademischen Auseinandersetzungen um Männlichkeit(en), werden neue Formen von Männlichkeit immer wieder in der Mode-, Musik- oder Sportszene sichtbar. So erinnern wir uns alle daran, dass der englische Fußballspieler David Beckham zur Ikone einer urbanen ‚Moderichtung' avancierte, weil er den Trend der Metrosexualität ideal verkörperte: Gutgekleidete Männer, die ihre Körper pflegen, Cremes auf glatte Haut auftragen, sich die Beine rasieren und zu alledem noch gut riechen. Sprich: Männer, die es zulassen, auch ihre ‚weiblichen' Persönlichkeitsanteile zur Schau zu stellen. Eine Orientierung an gängigen Stereotypen über männliche Homosexuelle ist nicht zu übersehen. Allerdings scheint mit Metrosexualität die gleichzeitige (Über-)Betonung der stabilen Heterosexualität ihrer Protagonisten einher zu gehen. Wie sehr Metrosexualität als ein Phänomen gesehen werden kann, das zur Veruneindeutigung von Geschlechterbinarismen beitragen kann, ist deshalb fraglich.

When feminism goes queer, oder: queerer Feminismus?

Wenn feministische Politik (immer ‚nur') Identitätspolitik ist, wie können dann Feminismus und *queer theory/ studies* eine kreative, gesellschaftsverändernde Koalition eingehen, wo sich doch *queer* von seiner Geburtsstunde an einem Anti-Identitätsdiskurs verpflichtet hat? Das Wort *queer* stammt aus dem englischen Sprachraum und bedeutet dort wörtlich übersetzt etwa ‚seltsam', ‚schräg', ‚eigenartig', aber eben auch ‚verdächtig', ‚zweifelhaft', ‚homosexuell'. In der hier letztgenannten, derogativen Verwendung wurde und wird *queer* noch immer Schwulen, Lesben, Transsexuellen, Transgendern und anderen geschlechtsdevianten Subjekten verachtend auf Schulhöfen, in U-Bahnen oder auf sonstigen öffentlichen Plätzen lauthals hinterher gerufen. Grundsätzlich kann heute die Verwendung des Begriffes *queer* auf zwei unterschiedlichen,

häufig miteinander verwobenen, aber meist noch zu sehr voneinander getrennten Ebenen beobachtet werden: Einerseits als kurzes, knackiges Modewort in einer – wie gerne unterstellt wird – politisch desinteressierten Partyszene, der das Label SchwuLes(BiTrans) zu lang, zu kompliziert, zu eindeutig mit Homosexualität assoziiert und letztendlich zu unsexy erscheint. Andererseits wird *queer* in künstlerischen wie akademischen Kontexten als kritische Theorie (und im besten Fall: Praxis) mit gesellschaftsveränderndem Potential begriffen. Die Arbeiten von Teresa de Lauretis, die den Terminus *queer theory* erstmals auf einer Konferenz verwendete, als auch eine Ausgabe zum Thema *queer* der von de Lauretis mit herausgegebenen Zeitschrift *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* (1991), sowie Judith Butlers *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (1990, dtsch. 1991) wirkten Anfang der 1990er Jahre als Motoren für die Ausgestaltung einer *queer theory*. Diese entwickelte sich in Anlehnung an feministische, lesbisch-schwule und dekonstruktivistische, stark von Michel Foucault geprägte Theorien, während sie sich von erstgenannten aber gleichzeitig auch distanzierte. Besonders Judith Butlers *Gender Trouble* (1990) gab reichlich Anlass zu Debatten zwischen Feministinnen und *queer*-Theoretikerinnen. Butler kritisiert einen Feminismus, der seine Politik auf einer fixen Identität, der ‚Kategorie Frau' als Subjekt des Feminismus, begründet und fordert eine „neue Form feministischer Politik (…), die den Verdinglichungen von Geschlechtsidentität und Identität entgegentritt: eine Politik, die die veränderlichen Konstruktionen von Identität als methodische und normative Voraussetzung begreift, wenn nicht gar als politisches Ziel anstrebt" (1991, 21). Dies führte, wie beispielsweise die Übersetzer_innen der deutschen Ausgabe von Annamarie Jagoses Einführung in die *queer theory* dokumentieren, zu einem „Sturm der Entrüstung seitens bundesdeutscher Feministinnen" (Jagose 2001, 185). Eine Darstellung der enormen Bedeutung von Butlers Werken für die Entwicklung der *gender* und *queer theory* nimmt im vorliegenden Band der *Freiburger GeschlechterStudien* Eveline Kilian vor, während die Romanistin Ingrid Galster Butlers Infragestellen einer essentialistischen (Geschlechts-)Identität bereits in Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (1949, dtsch. 1951) begründet sieht.

Eine der zugänglichsten Einführungen in deutscher Sprache in die *queer theory* stellt noch immer Annamarie Jagoses *Queer Theory. Eine Einführung* (1996, dtsch. 2001) dar. Nach einer Begriffsklärung von Homosexualität gibt Jagose einen historischen Überblick von der Homophilenbewegung seit Ende des 19. Jahrhunderts, über das *gay liberation movement* der 1960er und 1970er Jahre und dem lesbischen Feminismus mit Fokus auf den 1980er Jahren bis zum Beginn identitätsüberschreitender Koalitionen während der AIDS-Krise, um *queer* schließlich im poststrukturalistischen Kontext zu verorten. Dabei lässt es sich Jagose dankenswerterweise nicht nehmen, in ihrer Einführung auch ein Kapitel zur (feministischen) Kritik an *queer* (2001, 129 ff) zu inkludieren. Die Aneignung des Begriffes *queer* als bis dato negativ besetztem Schimpfwort, das durch die stolze Selbstbezeichnungspraxis queerer Subjekte eine positive Aufwertung erfährt, war bei der Entstehung und Umsetzung queerer Theorien wie auch Praxen im Sinne des Foucault'schen ‚*reverse discourse*' (Foucault 1998, 101)

ein wichtiges Moment. Es ist kaum zu bestreiten, dass heute die meisten *queer*-Theoretiker_innen, die gelesen werden, in den USA leben und lehren. Damit lassen sich neue Ideen und Erkenntnisse oft nicht einfach auf den europäischen, geschweige denn auf einen nicht-amerikanisierten oder -europäisierten Kontext übertragen. Als wichtige Theorie-Einführung im deutschsprachigen Raum könnte sich deshalb das von Nina Degele vorgelegte Werk *Gender/ Queer Studies* (2008) etablieren. Im Anschluss an ihr Verständnis von *queer* als Methode der ‚Entselbstverständlichung' (vgl. Degele 2005) beschreibt Degele „Queer Studies als eine dreifach kritische Denkströmung" (2008, 43). In ihren Grundzügen sind *queer studies* demnach als Begriffs- und Kategorienkritik, Identitätskritik und Heteronormativitätskritik (vgl. ebd.) zu verstehen. Dass es beim Zusammentreffen eines patriarchatskritischen, dezidiert politisch-motivierten (Standpunkt-)Feminismus, der am ‚Subjekt Frau' festhält und in dichotomem Kategoriendenken verhaftet bleibt, mit einer anti-essentialisierenden, sexpositiven, queeren Theorie, die Identitäten als Prozesse, im Wandel, als ein *doing* (und nicht als ein *being* – wie altertümlich diese Haltung anmutet!) begreift, die performativ hergestellt werden, dass es zwischen diesen beiden nun also zu Grenz- und Definitionsmachtkämpfen kam und kommt, verwundert nicht. Dies vermag den Eindruck eines ungleichgewichtigen (Generationen-)Verhältnisses zwischen Feminismus und *queer* erwecken, das einem „outmoded, reformist, prudish, banal feminism of old" (Walters 2005, 11) ein *queer* gegenüberstellt, das sich als „young, hip, sex positive, a little masculine and ready to rock" (Levy 2004, 25, zit. nach Halberstam 2005a, 41) zu inszenieren (verkaufen?) versteht. Aber von welchem Feminismus ist hier die Rede? Von welchen Feminismen? Und schließlich: von welchem *queer*? Von welcher *queer theory*? Von welchen *queer studies*? Wer definiert wie (m_d)ein Feminismus- oder (m_d)ein *queer*-Verständnis auszusehen hat? Judith Butler schreibt in *Undoing Gender* (2004) zum Verhältnis von Feminismus, *queer* und trans:

> I believe, however, that it would be a mistake to subscribe to a progressive notion of history in which various frameworks are understood to proceed and supplant one another. There is no story to be told about how one moves from feminist to queer to trans. The reason there is no story to be told is that none of these stories are the past; these stories are continuing to happen in simultaneous and overlapping ways as we tell them. (Butler 2004, 4)

Und weil wir uns in dieser Gleichzeitigkeit bewegen, ist es umso wichtiger, „einen konstruktiven Dialog zwischen *queerer* und feministischer Theoriebildung und Praxis voran zu treiben, (…) Grenzgänge vermehrt zu ermöglichen, Gemeinsamkeiten zu stärken und Differenzen kontextuell zu überwinden" (*tom boi* 2008, 32; Hervorh, i, O,).

Definier′ mich nicht …

Queer entzieht sich seit jeher einer eindeutigen, endgültigen Definition. *Queer* ist ständig in Bewegung. *Queer* kann als Disziplin verstanden werden, die sich weigert diszipliniert zu werden (vgl. Sullivan 2003, v), als „anti-discipline discipline" (Merck/ Segal/ Wright 1998, 7), deren „unwillingness to be labelled" (Kirsch 2000, 5) sie von allem ‚Normalen' absetzt (vgl. Warner 1997, xxvi). Da *queer* aber, wie Jagose formuliert, „keine eigene Materialität oder Positivität für sich in Anspruch nimmt, begründet sich seine Abgrenzung zu dem, wovon es sich unterscheidet, notwendigerweise *relational* und nicht oppositionell" (Jagose 2001, 126; unsere Hervorhebung). *Queer* hat sich zu Beginn hauptsächlich mit Fragen zu Sexualität und (Körper-)Geschlechtsidentität befasst, die aber schon bald um Fragen zu *race*, Ethnie, Postkolonialismus und Nationalität erweitert wurden. Durch die queere Kritik an stabilen Identitätskonzeptionen wurden des Weiteren eine Fülle von Arbeiten im Feld von Transsexualität und Transgender ermöglicht sowie zu potentiell heteronormativitätskritischen Beziehungskonzepten wie sie in Bisexualität, Asexualität und Polyamorie angelegt sein können. Wir wissen nun, dass Homosexuelle nicht immer *queer* ‚sind' (ganz abgesehen davon, dass *queer* das *doing* dem *being* gegenüber privilegiert), es dafür aber durchaus queere Heterosexuelle/ *queer heterosexuals* gibt. In den Blick geraten ist auch die Gruppe der Intersexuellen, deren Subjektstatus in einem binären Geschlechtersystem ständig gefährdet ist.

Ebenfalls in den Fokus gerückt sind Arbeiten, die einem äußerst produktiven Zusammenspiel von *spatial turn*, *queer theory* und/ oder Metronormativitätskritik geschuldet sind (vgl. z.B. Halberstam 2005, Herring 2010). Nachdem das „Ende von queer, die Zukunft nach queer und die (Nicht-)Institutionalisierung von Queer Studies" (Haschemi Yekani/ Michaelis 2005, 7) bereits diskutiert wurden (und werden), läutete Lee Edelmans Buch *No Future. Queer Theory and the Death Drive* (2004) den *anti-social turn* in den *queer studies* ein. Edelman argumentiert in *No Future*, dass queere Subjekte epistemologisch an Negativität gebunden sind. Dass sie in einer durch Heteronormativität geprägten Gesellschaft unintelligibel bleiben und sich der Reproduktion entziehen – daher die Verbindung zum *death drive*. Eingebettet in den U.S.-Kontext wendet sich Edelman gegen einen politisch motivierten „cult of the Child" (2004, 19), da das unhinterfragt positiv konnotierte Bild des Kindes für ihn eine Zukunftsorientiertheit symbolisiert, die durch und durch heteronormativ geprägt ist und queere Subjekte zum Tode verurteilt:

> The Child (…) marks the fetishistic fixation of heteronormativity: an erotically charged investment in the rigid sameness of identity that is central to the compulsory narrative of reproductive futurism. And so, as the radical right maintains, the battle against queers is a life-and-death struggle for the future of a Child whose ruin is pursued by feminists, queers, and those who support the legal availability of abortion. (21 f)

Edelman schlägt deshalb vor, dass *queers* die Negativität, die sie strukturell umgibt und die sie sowieso symbolisieren, für sich annehmen sollten anstatt imperialistischen Hoffnungsgedanken an eine bessere Zukunft zu verfallen (vgl. hierzu auch Halberstam 2008). In Abgrenzung zu Vertreter_innen einer „political negativity" (Edelman 2006, 821) wie Lee Edelman und – wenn auch in anderer Ausprägung – Judith Halberstam, treten andere *queer*-Theoretiker_innen neuerdings wieder für queere Utopien ein. Als derzeit wichtigster Vertreter ist hier José Esteban Muñoz mit seinem Werk *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity* (2009) zu nennen. Muñoz grenzt sich in der Einleitung zu *Cruising Utopia* deutlich von Edelmans Pessimismus ab, wenn er schreibt:

> We may never touch queerness, but we can feel it as the warm illumination of a horizon imbued with potentiality. We have never been queer, yet queerness exists for us as an ideality that can be distilled from the past and used to imagine a future. The future is queerness's domain. Queerness is a structuring and educated mode of desiring that allows us to see and feel beyond the quagmire of the present. (…) [Q]ueer aesthetics map future social relations. Queerness is (…) not simply a being but a doing for and toward the future. Queerness is essentially about the rejection of a here and now and an insistence on potentiality or concrete possibility for another world. (2009, 1)

Aktuelle Arbeiten im Feld der *queer studies*, die sich mit den derzeitigen gesellschaftlichen Verhältnissen auseinandersetzen, fokussieren thematisch außerdem auf Migration sowie Kapitalismus-, Neoliberalismus- und Ökonomiekritik (vgl. z.B. Engel 2009, Groß/ Winker 2007). Infolge des *anti-social turn* sehnen sich manche *queer*-Theoretiker_innen zudem nach der Formulierung einer queeren Ethik.

Postfeminismus? Popfeminismus? Neuer Feminismus? Oder: Wer soll denn da noch durchblicken!

Die Frage, was denn bitte *cool* sei am Feminismus, stellt sich wohl nicht. Denn: Wer heute noch das Wort *cool* benutzt, ist wahrscheinlich mindestens genauso *out* wie diejenigen, die sich beim Bewerbungsgespräch zum Feminismus bekennen. Zugegeben, ganz so einfach ist es nun auch wieder nicht: Es kommt ja schließlich auch darauf an, *wo* ich mich bewerbe. Und darauf, *was für eine* Feministin ich bin. Bin ich nun eine Gleichheitsfeministin oder Differenzfeministin, eine marxistische oder radikale Feministin, eine lesbische Feministin, Ökofeministin, Feministin *of color*, autonome Feministin, Anarcho-Feministin, queere Feministin, eine Individualfeministin, eine (andere Art von) Bindestrich-Feministin, ein Feminist gar? Oder doch eher eine Feministin, die *so* feministisch ist, dass sie gar keine Feministin mehr sein muss? Bin ich noch? Oder schon? Oder bin ich überhaupt? Ist ja alles ganz schön verwirrend.

Verkomplizierend kommt hinzu, dass häufig keine Eindeutigkeit in Bezug auf die Verwendung der einzelnen Begrifflichkeiten sowie in Bezug auf ihre poli-

tischen wie theoretischen Programme besteht. ‚Postfeminismus' beispielsweise wird häufig synonym mit dekonstruktivistischem Feminismus verwendet, der u.a. auf den Konstruktionscharakter der Kategorien *sex* und *gender* hinweist, eine rigide Geschlechterbinarität in Frage stellt und auf den Werken Judith Butlers fußt, was wiederum Überschneidungen mit einem queeren Feminismus beinhaltet. Zeitlich sind postfeministische Strömungen seit ca. Anfang der 1990er Jahre einzuordnen, was mit dem Aufkommen der sogenannten Dritten Welle des Feminismus zusammenfällt. Uneinigkeit herrscht des Weiteren darüber, ob Postfeminismus als Fortführung früherer Feminismen zu lesen ist und damit eine Art kontinuierliche (Weiter-)Entwicklung feministischer Politiken und Theorien darstellt oder ob Postfeminismus doch eher als eine Kritik an früheren, vermeintlich essentialisierenden Formen des Feminismus zu verstehen ist. Zusätzlich können wir auf keine einheitliche Schreibform zurückgreifen: Postfeminismus oder Post-Feminismus? Und hinter jeder der Schreibweisen versteckt sich potentiell auch noch die generelle Ablehnung des Feminismus. Nämlich dann, wenn wir das lateinische *post-* als ein *nach dem Feminismus* lesen und dem Feminismus auf diese Weise seine Daseinsberechtigung absprechen, da wir meinen, dass ‚wir als Frauen' bereits in allen Lebensbereichen gleichberechtigt seien, mit keinerlei Diskriminierungen mehr zu kämpfen hätten und deshalb die Ziele des altmodisch anmutenden Feminismus, mit dem wir auf gar keinen Fall assoziiert werden wollen, längst erreicht seien.

„Emanzipation: Wir brauchen einen neuen Feminismus" titelte die *Zeit* in ihrem Feminismus-Editorial 2006, in dem 15 Frauen zwischen 13 und 89 Jahren zu ihrer „Einstellung zum Feminismus"[2] befragt wurden. Was genau ein sogenannter Neuer Feminismus sei, was er erreichen wolle und wer an ihm teilhaben solle, wurde in den letzten Jahren, wie eingangs bereits erwähnt, medial wirksam sowohl in Büchern und Zeitungen wie auch in (Polit-)Talkshows ausgiebig diskutiert. Dies geschah u.a. angestoßen durch den Erfolg von Büchern wie Barbara und Allan Peases *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen* (2000) oder Eva Hermans *Das Eva-Prinzip: Für eine neue Weiblichkeit* (2006) auf Sachbuch(!)-Bestseller Listen. Letzteres bildet im vorliegenden Band der *Freiburger GeschlechterStudien* auch den Ausgangspunkt für Tina-Karen Pusses kritische Auseinandersetzung mit dem derzeitig immer wiederkehrenden Rekurs auf Pseudobiologismen, wenn über Frauen- und Männerrollen diskutiert wird. Die Debatte um einen feministischen *backlash* und die damit verbundene Forderung nach einem ‚neuen, modernen, zeitgemäßeren Feminismus' wurde und wird durch eine Fülle von Publikationen begleitet. Stellvertretend zu nennen sind hier u.a. *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus* (2007) der Politikerin Silvana Koch-Mehrin und Thea Dorns *Die neue F-Klasse – Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird* (2006).

Einer der integralsten Bestandteile des Neuen Feminismus scheint eine Abkehr von allem zu sein, was landläufig und undifferenziert mit dem Stereotyp des ‚männerhassenden Differenzfeminismus der 1970er Jahre' assoziiert wird. Dass Feminismus neuerdings auch sexy sein kann, zeigte Mirja Stöcker 2007 in dem von ihr herausgegebenen Band *Das F-Wort. Feminismus ist sexy*.[3]

So verwundert es auch nicht, dass eine ‚neue Generation' von Feministinnen, deren Anhängerinnen sich selbstbewusst sogar wieder Feministinnen nennen (dürfen), im selbstgestrickten oder selbstgehäkelten, neuen, sexy-glitzernden Gewand daherkommt. Im Popfeminismus kommen nun die Do-It-Yourself-Kultur und die rotzfrechen Alpha-Mädchen, die „[m]it obszönen Gesten und dem Fäkal-Vokabular einer Gang aus den Bronx (…) in unser Bewusstsein" drängen oder „von den Medien dorthin gedrängt" werden, wie Violette Simon am Beispiel von Charlotte Roche und Lady Bitch Ray in der *Süddeutschen Zeitung* schreibt,[4] zusammen mit dem, was ‚die Erfinderin des Popfeminismus' in Deutschland, Sonja Eismann, in dem Sammelband *Hot Topic. Popfeminismus heute* (2007) sowie im von ihr mit-initiierten und seit Herbst 2008 erscheinenden *Missy Magazine. Popkultur für Frauen*[5] beschreibt:

> Missy ist ein Magazin für Frauen, die sich für Popkultur, Politik und Style interessieren – für Frauen wie uns halt. Missy berichtet von herausragenden Künstlerinnen, die Musik machen, Filme drehen, fotografieren. Aktivistinnen, die die Welt retten oder auf andere Arten bemerkenswert sind. Crafting und Kochen sind für uns ebenso Themen wie queere Pornografie oder Organisationen, die sich für sichere Abtreibungen einsetzen. Wir wollen ehrlich über Sex zu [*sic!*] reden – über hetero- und homosexuellen, heißen, langweiligen oder auch nicht vorhandenen. Wir zeigen Klamotten an und für Frauen, die nicht immer schlank, blond und perfekt enthaart sind. Wir lassen DJs, Sprayerinnen, Rechtsanwältinnen und Skaterinnen erklären, wie man in ihren jeweiligen Feldern glänzen kann.[6]

Hinzu kommt eine „Attitüde, die beständig den Status Quo mit einem Grinsen in Frage stellt. Weil wir (noch) nicht in einer gleichberechtigten Gesellschaft leben. Weil es noch viel zu diskutieren und zu verbessern gibt. Feminismus ist passé? We don't think so" (*Missy*). Humorvoll ist er also, der Popfeminismus. Er bestätigt und bricht gleichzeitig mit einem weiteren Vorurteil über ‚den alten, ernsten, eben humorlosen Feminismus', wobei er sich zugleich ganz eindeutig feministisch positioniert.

Als Vorbild für die Macherinnen des *Missy Magazines* mag die US-amerikanische Zeitschrift *Bitch: Feminist Response to Pop Culture* gedient haben, die seit 1996 erscheint. Das Aufkommen eines Popfeminismus ist einerseits kaum loszulösen von der *riot grrrl*-Bewegung, die Anfang der 1990er Jahre in den USA als feministische Untergrund-Punk-Bewegung mit Bands wie „Le Tigre", „Bikini Kill", „Sleater Kinney" oder „Tribe 8" einsetzte. Damit eng verknüpft ist die ebenfalls seit den 1990er Jahren bestehende (punk-)feministische *zine culture*. *Zine* steht hier als Kurzform für *magazine* oder *fanzine*. Produziert wurden und werden *zines* in vergleichsweise kleiner Auflage unter geringem Kostenaufwand – meistens einfache schwarz-weiß Kopien – für eine ausgewählte Zielgruppe. Die *zines* werden entweder getippt oder handgeschrieben und sind häufig mit Comiczeichnungen versehen. Im Bereich der Literatur und des Films kann man das Genre der *chick lit* (Literatur) bzw. der *chick flicks* (Film) der popfeministischen Richtung zuordnen. Filme und Serien wie „Bridget Jones", „Sex and the City"

oder auch „The L Word“ fokussieren recht humorvoll und beschwingt-fröhlich Themen im Leben einer ‚modernen Frau‘.[7]

Wie Sonja Eismann in einem Interview mit Sonja Büther anmerkt, wird der Popfeminismus selbstverständlich auch von verschiedenen Seiten kritisiert:

> Popfeminismus ist ein Begriff, der noch nicht wirklich mit Inhalt gefüllt worden ist. Er hängt ein bisschen luftleer in der Gegend – wie ein Versprechen, das noch nicht eingelöst wurde. Viele Leute aus der klassischen Linken finden, dass mit diesem Begriff eine gewisse Sinnentleerung einhergeht; und dass er sich nicht dafür eignet, um zum Beispiel Kapitalismuskritik zu üben. (Büther 2008)

Dennoch scheint er gut anzukommen, der Popfeminismus. Er ist eben nicht (nur) *cool*, denn (nur) *cool* zu sein, ist ja bereits wieder *out*, sondern er ist *hip*, der neue Popfeminismus. Oder falls *hip* auch schon wieder *out* ist, ist er eben ganz etwas Neues. Festzuhalten ist jedenfalls, dass es spannend bleibt in den Debatten um *den* Feminismus und *die* Feminism*en*. Dies zeigen auch die im vorliegenden Band der *Freiburger GeschlechterStudien* versammelten Beiträge.

Zu den Aufsätzen

In ihrer Streitschrift wendet sich die Literaturwissenschaftlerin **Tina-Karen Pusse** gegen die Pseudobiologismen in der antiintellektuellen Feminismuskritik neueren Datums. Denn Barbara und Allan Pease, Eva Herman und neuerdings sogar Norbert Bolz haben die Biologie als einen Term wieder entdeckt, mit dem Apologet_innen des neuen konservativen *roll back* gerne alternierend auf ‚die Hirnforschung‘ verweisen oder aber auf ‚die Genforschung‘, ‚die Evolutionstheorie‘ oder ‚die Neurophysiologie‘, sprich: auf Begründungszusammenhänge, aus denen sich angeblich schlüssig erklären lässt, warum Männer gerne hart arbeiten, während Frauen in neuen Schuhen die Wohnung dekorieren. Diese verstörende Renaissance des ‚Natürlichen‘ – mal szientistisch aufbereitet, mal eher vorwissenschaftlich verstanden als bloßes Bauchgefühl, betrifft nicht ausschließlich, aber vor allem den Diskurs um Gender.

Pusse beschäftigt sich eingehend mit Eva Hermans *Das Eva-Prinzip* und Norbert Bolz’ *Die Helden der Familie*, weil beide Publikationen im deutschsprachigen Raum ausgesprochen wirkmächtig waren – und noch sind. In beiden Publikationen fehlt vollkommen der humorvoll distanzierte Impetus der Texte z.B. des Ehepaares Pease. Was hier von Herman und Bolz gesagt wird, ist, in all seiner Absurdität, bitter ernst. Pusse zeigt, dass diese beiden Texte von wirkmächtigen kulturellen Phantasmen handeln, die auf Gedeih und Verderb als ‚Natur‘ ausgegeben werden und dass in der Verschleierung ihrer Kulturiertheit ein ganz beträchtliches Aggressionspotential liegt. Enggeführt werden beide Texte außerdem im Hinblick auf Donna Haraways These aus ihrem 1984 erschienen Essay „Primatology is Politics by other Means. The tragedy of the West is rooted in number: One is too few and two are too many“. Demnach

besteht die Tragödie der westlichen Kultur darin, dass Zweierbeziehungen hier nur als Beziehungen mit Dominanzproblemen gedacht werden können.

Auch der Beitrag der Autorin und Rundfunk-Journalistin **Jenny Warnecke** ist weniger eine akademische Auseinandersetzung im strengen Sinn. Warnecke versteht Feministinnen als Avantgarde. Gerade die Bewegung in den 1970er Jahren setzte als ein linker *think tank* seine Ideen mit einer breiten Streuung durch alle gesellschaftlichen Schichten um. Inzwischen gibt es eine Verqueerung von alten Forderungen und neuen – digitalen – Handlungsmustern, die die ‚Generation Feminismus' mit der jungen ‚Gener@tion' vernetzt. Es hat sich viel getan: Es gibt Männer, die ihre traditionellen Rollen neu formulieren und leben oder ‚in Ruhe' homosexuell sein wollen. Und Intersexuelle wünschen sich eine eigene *sex*-Kategorie im Pass – wie in Australien seit 2010 möglich. Sie alle sind im Grunde auf der Seite feministischer Theorien.

Da es in westlichen Kulturen mittlerweile kein offensichtliches Problem mehr ist als Frau ‚geboren zu werden', so Warnecke, ist die heutige Aufgabe, andere Marginalisierte mitzudenken und Feministinnen in ihren jeweiligen Bereichen zu unterstützen, anstatt untereinander zu konkurrieren oder sich gegenseitig zu attackieren. Schließlich geht jeder Bindestrich-Feminismus Facetten der geschlechtlichen Diskriminierung an.

Unter einem anderen Aspekt findet sich die Problematik feministischer Zersplitterung im Aufsatz der Soziologin **Nina Degele** und der Sozialwissenschaftlerin **Gabriele Winker** wieder. Im Überblick betrachten die beiden Autorinnen die rezenten feministischen Bewegungen und Strömungen, die vielfach unter Druck geraten sind: Einerseits haben selbstgenügsam gewordene Theoriediskussionen den Kontakt zur politischen Realität verloren. Andererseits tragen praxisorientierte Strategien rund um Diversity Management und Gender Mainstreaming zur Verwässerung eines feministischen Profils bei, das gegen soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse deutlich Position bezogen hat. So predigen Protagonist_innen des Diversity Management Toleranz gegenüber Minderheiten, haben hinter einer auf Hochglanz polierten Fassade der Vielfalt aber häufig nur neoliberale Strategien der Imagepflege und Positionierung auf dem Markt zu bieten. Und Gender Mainstreaming-Expert_innen verlieren sich allzu oft in Karriereaufstiegs- und Mentoring-Programmen, ohne strukturelle Diskriminierungsgründe wie die Zuweisung der unbezahlten Sorge- und Versorgungsarbeiten an Frauen anzugreifen. Wenn allerdings neoliberale Strategien immer neue Verlierer_innen und Ausgegrenzte wie Kranke, Geflüchtete, Erwerbslose, Alleinerziehende, Minijobbende und Niedriglohnbeziehende produzieren, die in finanzieller und sozialer Unsicherheit leben und von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen sind, dann sollten Feminismen dazu – wieder deutlich verstärkt – Stellung beziehen. Eine Antwort der Autorinnen darauf ist die praxeologisch orientierte intersektionale Mehrebenen-Analyse, die von ihnen im Rahmen der Gender Studies entwickelt wurde und die Wechselwirkungen zwischen den Ungleichheit generierenden Kategorien *sex*, *class*, *gender* sowie *body* benennt – dies wird an einigen empirischen Beispielen verdeutlicht.

Der notwendig gewordenen Akademisierung feministischer Debatten, die zunächst in die Etablierung der Frauenforschung und nachfolgend in die Gender Studies mündete, gab die Philosophin Judith Butler einen gewichtigen Schub. Zwanzig Jahre nach der Publikation von *Gender Trouble* (1990) reflektiert der Beitrag der Anglistin **Eveline Kilian** die Bedeutung von Butlers kritischer Intervention für das feministische Denken und für die Weiterentwicklung der Gender Studies. Begründet sieht Kilian die zunächst sehr kritische Rezeption Butlers in Deutschland zumindest zum Teil durch ihr prinzipielles Infragestellen der Grundlagen des Feminismus, d.h. dessen stark essentialistischer Identitätspolitik. Für die *gender*-Theorie wurde vor allem der von Butler forcierte Perspektivenwechsel weg von der Beschaffenheit der Kategorie Geschlecht und hin zu den Prozessen der Kategorisierung und ihren Ein- und Ausschlüssen wegweisend, eine Verschiebung, die auch die kulturelle Zweigeschlechterordnung und ihre heteronormative Basis einer Kritik unterzog und als wichtiger Impuls für die *Queer Studies* diente.

Die späteren Schriften Butlers, die sich mit scheinbar so disparaten Themen wie AIDS-Opfer in Afrika, den Anschlägen vom 11. September 2001 oder den Kriegstoten in Afghanistan beschäftigen, greifen theoretische Aspekte auf, die sie in den *gender*-fokussierten Texten weniger konturiert hatte, und setzen diese zentral. Eine immer wiederkehrende Frage ist die des Subjektstatus und der Grenzen des Menschseins, und gerade daran wird die zunehmend offensichtliche politische und ethische Dimension von Butlers Denken deutlich, die der vorliegende Beitrag am Beispiel ihrer klaren Differenz zu extremeren Versionen der *anti-social thesis* in der *Queer Theory* illustriert.

Eine einflussreiche feministische Größe vor Judith Butler war Simone de Beauvoir. Ihr Satz „Man wird nicht als Frau geboren: Man wird dazu gemacht" ist vermutlich der meistzitierte der gesamten feministischen Literatur. Dennoch ist Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht* (1949, dtsch. 1951) selbst – auch von versierten Geschlechterforscherinnen – selten genau und vollständig zur Kenntnis genommen worden. Die Romanistin **Ingrid Galster** skizziert daher zunächst die wichtigsten Thesen des Buches und stellt dar, was 1949 neben der kulturellen Konstruktion des sozialen Geschlechts, das später *gender* genannt wurde, absolut neu war. Außerdem zeigt sie, wie die Thesen Beauvoirs über die U.S.-amerikanische Rezeption unerkannt über den Globus verbreitet wurden und so auch nach Frankreich zurückfanden, wo *Das andere Geschlecht* in den 1970er Jahren zur Bibel des egalitären Feminismus erklärt wurde. Gleichzeitig diente es jedoch als Kontrastfolie für die psychoanalytisch fundierte Rationalitätskritik der Poststrukturalistinnen und die Position derjenigen, die auf der biologischen Differenz der Geschlechter und ihren Implikationen insistieren. Auch Julia Kristevas ‚recent turn to Beauvoir' verfolgt vor allem den Zweck, den ‚phallischen Universalismus' Beauvoirs definitiv ad acta zu legen. Judith Butler hat sich dagegen vor ihrem epochemachenden Buch intensiv mit Beauvoirs Körperkonzept befasst, rückte in *Gender Trouble* allerdings davon ab.

Angesichts der Kritik, die Butlers These von der performativen Herstellung des biologischen Geschlechts auslöste, erhält Beauvoirs Konzeption, die sowohl

biologischen Determinismus als auch soziopolitisch folgenloses Unterlaufen von Identität vermeidet, neue Aktualität. Gleiches gilt für ihr Konzept der Situation, das dem im Rahmen der *Cultural Studies* entstandenen intersektionellen Feminismus nützen kann, denn es erlaubt, Konditionierungen (oder Differenzen) unterschiedlicher Art simultan zu denken, ohne einem Essentialismus das Wort zu reden. Dass bestimmte Themen, die Beauvoir im *Anderen Geschlecht* behandelt, heute weniger aktuell sind als 1949, liegt vor allem daran, dass die wichtigsten Forderungen, die sie stellte, trotz weiterhin nötiger Nachbesserungen erfüllt sind: Geburtenkontrolle und Teilnahme der Frauen an der Erwerbsarbeit. Die Vorstellung, Beauvoir habe generell Mutterschaft abgelehnt, beruht auf einem Missverständnis, an dem vielleicht der sehr schnell niedergeschriebene Text nicht unschuldig ist. Hier wie sonst sieht Galster in *Das andere Geschlecht* noch unausgeschöpftes Potential, mit dem die Genderforscherinnen sich endlich auseinandersetzen sollten.

Sowohl unter Bezug auf Butler als auch de Beauvoir stellt die Diplom-Theologin **Saskia Wendel** ein Konzept einer ‚*gender*-bewussten' theologischen Anthropologie als Basis einer ebenso ‚*gender*-bewussten' Rede von Gott vor. Leitend ist dabei der Gedanke, dass die Feministischen Theologien durch die *gender*-Theorien zu einer Modifizierung ihrer eigenen Konzeptionen herausgefordert sind. Wendel skizziert zunächst nicht nur die ursprüngliche Motivation und Zielsetzung Feministischer Theologie, sondern auch die wichtigsten Stationen feministischer Theoriebildung: Gleichheitsfeminismus, Differenzfeminismus, *gender*-Theorien. Sie plädiert für einen modifizierten Gleichheitsfeminismus in der Tradition Simone de Beauvoirs, der die Kritik Judith Butlers an den Modellen der sexuellen Differenz und am Gedanken einer vorgängigen Geschlechtsidentität aufgreift und dabei auch den Begriff der Freiheit gerade im Blick auf Körperpraxen und Geschlechtskonstruktionen herausstellt. Zugleich macht Wendel auf die Schwachstellen der *gender*-Theorie Butlers aufmerksam, so etwa ihre Verabschiedung des Subjekt-Gedankens und die Konzeption eines quasi ‚allmächtigen' Diskurses. Beides widerspreche, so Wendel, dem Anliegen Butlers, eine ‚Philosophie der Freiheit' gerade auch im Hinblick auf *gender* zu formulieren.

Dennoch greift die Autorin Butlers Konzept für ihr eigenes Modell einer theologischen Anthropologie auf, integriert es jedoch in einen transzendentalen Begründungsgang. In dessen Zentrum steht die Interpretation des Gottebenbildlichkeitsgedankens vor dem Horizont neuzeitlicher Subjekt- und Freiheitsphilosophie: Das einzelne, seiner selbst bewusste Dasein ist als Subjekt und in Freiheit Bild Gottes und realisiert dies nicht allein im Bewusstsein, sondern auch in seinem Leib und in seinem Körper. Hier gehört auch der Entwurf einer je eigenen Geschlechtsidentität hinzu, dies aber nicht in Bezug auf eine angeblich natürlich vorgegebene Bestimmung von ‚männlich' und ‚weiblich', sondern in Bezug auf diskursive Praxen, die auch die Konstruktion von *gender* betreffen. In dieser Konstruktion verfehlt das Dasein also gerade nicht seine Gottebenbildlichkeit, sondern realisiert sie im Vermögen der Freiheit zum Entwurf seiner selbst.

Dem Problem, dass die bisherigen konstruktivistischen Zugriffe der Genderforschung auf Körper und Materie nur deskriptiv-rekonstruierend, nicht jedoch normativ-intervenierend auf naturwissenschaftliche Debatten Bezug nehmen, widmet sich die Biologin und Kulturwissenschaftlerin **Kerstin Palm**. Anhand des aktuellen Sammelbandes *Material Feminisms* (2009) von Susan Hekman und Stacy Alaimo erkundet und kommentiert die Autorin kritisch, welche Möglichkeiten einer intervenierenden Genderforschung zurzeit für Körper- und Materiekonzepte diskutiert werden. Die dazu exemplarisch ausgewählten Aufsätze beziehen sich vor allem auf neue biologische bzw. biomedizinische Konzepte von Körpern, aber auch auf neue physikalische Konzepte von Materie oder neue sozialökologische Modelle von Körper-Umwelt-Szenarios. Doch diese vorgeschlagenen Ontologien sind hinsichtlich ihres emanzipativen Potentials noch nicht überzeugend entwickelt, so dass Palm abschließend einen eigenen Vorschlag für die Formulierung reflexiver Ontologien unterbreitet.

Desgleichen im Hinblick auf die Naturwissenschaften und mit Rekurs auf die eigene Biografie begibt sich die Biologin **Sigrid Schmitz** auf die Reise entlang einiger Stationen und Diskurse der Genderforschung – von der feministischen Naturwissenschaftskritik über die *Gender & Science Technology Studies* bis zu aktuellen Ansätzen des *feminist materialism* und des *embodying*. Die Auseinandersetzung mit diesen Themenfeldern war und ist innerhalb des feministischen Diskurses gekennzeichnet von Grenzüberschreitungen zwischen den Disziplinen und Wissenschaftskulturen, zwischen Natur und Kultur, zwischen Identität und Differenz, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Determination und Dekonstruktion. Die Potentiale dieser Ansätze vertieft Schmitz an Beispielen ihrer Auseinandersetzungen mit Geschlecht im neurowissenschaftlichen und technologischen Feld.

Das Thema Körper als Gegenstand feministischer Reflektionen taucht im Beitrag der Medizinerin **Elisabeth Zemp** ebenfalls konkreter auf. Zunächst nimmt die Autorin eine historische Situierung des Kontextes von Geschlecht und Gesundheit vor, um dann darauf einzugehen, wie Geschlecht in Public Health und in der epidemiologischen Denkweise Eingang findet. Anhand ausgewählter Beispiele wird der Umgang mit Geschlecht in epidemiologischen Geschlechteranalysen illustriert. Die Auseinandersetzung mit Geschlechtsunterschieden wird dabei als eine Möglichkeit dargestellt, Geschlecht zu reflektieren und besser zu verstehen. Zemp plädiert für eine Aufweichung der Sichtweise, Geschlechtsunterschiede ausschließlich als konstruktivistische Herstellung und Re-Iteration von Geschlechterbinarität anzusehen und den Blick auch auf den Informationswert zu richten, der durch die Analyse von Geschlechtsunterschieden für das Verständnis von Geschlecht gewonnen werden kann. Sie fordert dafür ein iteratives Verfahren der Reflexion: Geschlechtsunterschiede nicht als Festlegung, sondern als Ausgangspunkt der Beobachtung und Beschäftigung mit Zusammenhängen zwischen Geschlecht und Gesundheit zu nutzen.

Einen ähnlichen Ansatz vertreten die beiden Psychologinnen **Melanie Steffens** und **Irena Dorothee Ebert**, wenn sie ein Defizit in der konstruktivistischen Geschlechterforschung beklagen und für mehr Methodenvielfalt eintreten, indem sie neben radikalen theoretischen Entwürfen auch empirische Forschung auf ‚dem Boden der Tatsachen' geschlechtlicher Lebenswirklichkeiten als Teil der Gender Studies verstehen. Doch sehen Steffens und Ebert zwischen den Gender Studies, die von Soziologie und Geisteswissenschaften geprägt sind, und dem internationalen Establishment in der heutigen akademischen Psychologie einen tiefen Graben. Die Psychologie versteht sich zentral als empirische Wissenschaft, aus Sicht vieler Forscher_innen im Bereich der Gender Studies ist sie eindeutig als Naturwissenschaft zu klassifizieren. Während gerade Sozialpsycholog_innen die Kategorie Geschlecht, ihre Wahrnehmung sowie Auswirkungen auf Selbst und Andere in hunderten von Studien zu Geschlechterstereotypen und -einstellungen sowie deren Konsequenzen untersuchen, findet wenig Austausch zwischen Psychologie und Gender Studies statt. So stellt der Beitrag die Psychologiegeschichte sowie zentrale Grundannahmen der heutigen akademischen Psychologie dar und kritisiert die ebenfalls begrenzte Perspektive der aktuellen Gender Studies. Vor diesem Hintergrund werden von den beiden Wissenschaftlerinnen drei ausgewählte eigene empirische Untersuchungen erörtert, die Implikationen für Gender Studies haben:

Erstens werden Belege für einen subtilen Diskriminierungsmechanismus aufgezeigt, der Frauen auf dem Weg an die Spitze behindert. So kann die soziale Orientierung von Frauen ihnen in kritischen Performanzsituationen schaden, in denen sie vor nicht-responsivem Publikum reüssieren müssen. Zweitens werden Studien erläutert, die zeigen, dass explizite und implizite Geschlechterstereotype mit Karriereentscheidungen von Mädchen einhergehen, wenn sie den MINT-Fächern den Rücken kehren. Und drittens wird ein Beispiel dafür angeführt, dass empirische Befunde zu Einstellungen gegenüber Frauen und Männern feministischer Theoriebildung widersprechen können. Denn nach Steffens' und Eberts ersten Ergebnissen ist der Bezug zum anderen Geschlecht nur für die Identität von Männern, nicht aber von Frauen, konstitutiv.

In Anbetracht dessen sind die beiden Autorinnen der Ansicht, dass die gesellschaftliche Bedeutung der Gender Studies von größerer Methodenvielfalt in der Empirie nur profitieren kann, und es bereichernd für die Forschung aller Beteiligten ist, die Grenzen der eigenen Perspektive im Dialog klarer zu erkennen.

Mit einem Feld, in dem implizite Geschlechterstereotypisierungen besonders durchgreifen, befasst sich die Diplom-Pädagogin **Lotte Rose.** Wie, wann, wo und mit wem Frauen Kinder auf die Welt bringen, ist keineswegs eine natürliche Sache, sondern Gegenstand von umfassenden normativen Regulierungen. Nach den Medikalisierungen der Geburtshilfe im 18. Jahrhundert formiert sich seit den 1970er Jahren verstärkt eine kritische Gegenbewegung, die auf eine de-medikalisierte, ‚natürliche' und ‚sanfte' Geburt abzielt. Zentrale Protagonistin ist die feministische Frauengesundheitsbewegung. Selbstbestimmung der Gebärenden, Aufwertung der Hebammenkünste, Wiederbelebungen vergangener Geburtspraxen, natürlich-traditionelle Behandlungsformen, Hausgeburten,

Geburtshäuser, Beteiligung der Väter am Schwangerschafts- und Geburtsgeschehen, Rooming-In auf den Wöchnerinnen-Stationen werden propagiert. Diese Reformen reihen sich insofern passgenau in die allgemeinen Individualisierungsentwicklungen ein, da die Gebärende nachdrücklich als autonomes Subjekt eingesetzt wird, die das Geburtsgeschehen selbst individuell bestimmen soll und muss. Gleichwohl wirken diese kulturellen Freisetzungen unter der Hand wiederum als weibliche Individualisierungsbarrieren, indem sie der werdenden Mutter ein hohes Maß an Verantwortung, umfangreiche Arbeitsaufgaben und eine exklusive Position im Kontext der Natalität und Säuglingsfürsorge zuweisen. Indem Mütter – und zunehmend auch Väter – die Geburt ihres Kindes als ihre eigene Aufgabe verantwortungsvoll annehmen, sichern sie zugleich seine Vergesellschaftung ab. Die Einarbeitung in die Wissens- und Bildbestände zum Gebären, die Suche nach Expertise, die aktive Beteiligung an den Diskursproduktionen, die eigene engagierte Arbeit an der beglückenden und guten Geburt, dies alles transportiert – sozusagen hinter dem Rücken der Akteur_innen – weit reichende Normalisierungsvorgänge.

Genauso nachhaltig von vergeschlechtlichten Stereotypisierungen und Normalisierungsvorgängen ist der soziale Umgang mit der Liebe geprägt. Die feministische Kritik an der Liebe unterzieht die Soziologin **Stephanie Bethmann** einer Revision. In den 1970er und 1980er Jahren war die romantische Liebe, das Herzstück der bürgerlichen Familie, heftigen Angriffen der Feministinnen ausgesetzt: Liebe sei ein Instrument zur Unterdrückung der Frau und legitimiere die hierarchische geschlechtliche Arbeitsteilung. Diese Thesen wurden von der Forderung flankiert, das Private als politisch zu begreifen. So sollten sich auch intime Familien- und Paarbeziehungen an politischen Ansprüchen auf Egalität, Freiheit und Demokratie messen lassen. Doch es ist leiser geworden um solch eine radikale Kritik der Liebe. Sowohl im gesellschaftlichen Diskurs als auch in soziologischen Perspektiven auf das Thema zeichnet sich in den 1990er Jahren eine Trendwende ab: Demokratische Partnerschaft heißt das neue Paradigma der Liebesbeziehung. Liebende seien demnach zunehmend gleichberechtigte Partner_innen, die sich freiwillig und zum gegenseitigen Nutzen zusammentun. Ungerechtigkeit lässt sich mit einer partnerschaftlichen Semantik vordergründig nicht mehr legitimieren, beide Partner_innen haben gleiches Anrecht auf die Verwirklichung ihrer Bedürfnisse. Wenn eine Beziehung das nicht bietet, dann können, ja *müssen* sie eben auseinander gehen. Hiermit ist Unterdrückungsverhältnissen und ungleicher Arbeitsteilung der ideologische Schleier der Romantik genommen – Liebende opfern sich nicht mehr um der Liebe willen. War die Kritik also so wirksam, dass sie sich inzwischen selbst abgeschafft hat?

Anhand einer exemplarischen Analyse von Anthony Giddens' Studie *The Transformation of Intimacy* (1992) demonstriert Bethmann, dass die optimistische Einschätzung zum demokratischen Beziehungskonzept auf wackligen Füßen steht: auf dem Begriff eines Individuums nämlich, das sich selbst und seine Beziehungen reflexiv durchdringen und sich frei entscheiden könne. Dadurch geht, wie die Autorin argumentiert, viel kritisches Potential einer soziologischen Analyse von Liebe verloren. Giddens verbleibt innerhalb eines

normativ-ideologischen Diskurses der Selbstbestimmung und versäumt dabei, diesen Diskurs auf mögliche Ungleichheit stabilisierende Funktionen hin zu prüfen. Um die These vom demokratisierten Geschlechterverhältnis um die fehlende kritische Dimension zu ergänzen, zieht Bethmann vor allem die empirische Studie von Günter Burkart und Cornelia Koppetsch *Die Illusion der Emanzipation* (1999) heran. Es zeigt sich, dass mit der Liebessemantik ‚Partnerschaft' eine neue Form der Verschleierung entsteht. Denn Ungleichheiten und asymmetrische Arbeitsteilung erweisen sich auch in anscheinend emanzipierten Liebesbeziehungen als persistent. Das ist nicht nur eine Kluft zwischen Ideal und Praxis, sondern die Egalitäts- und Individualitätsrhetorik haben für Ungleichheiten in Liebesbeziehungen eine konstitutive Funktion. Abschließend präsentiert die Autorin anhand eines derzeit laufenden Forschungsprojekts einige Ideen, wie man diesen Einsichten in einer kritischen Liebesforschung heute Rechnung tragen kann.

Im Rahmenprogramm zur Vortragsreihe *Feminisms Revisited* boten die beiden Diplom-Sportlehrerinnen **Sabine Karoß** und **Petra Plata** erstmals einen Kurzworkshop an, dessen Ziel es war, im doppelten Wortsinn ‚bewegende' Antworten zu Aspekten des geschlechter(un)gerechten (Ver-)Haltens zu suchen. Insofern wurde in dem Workshop mit den scheinbar geschlechtsspezifischen Vorlieben und Gewohnheiten in der Art sich körperlich auszudrücken gespielt: Habitus nahm Züge von Habitussi an und umgekehrt. Wie fühlt sich das fehlende bzw. ergänzte ‚-si' im Rollenspiel an – und wozu führt es? Das war die spannende Frage, der sich die Teilnehmer_innen stellten.

Dem Spielen mit Geschlechtskategorien widmet sich ebenfalls Virginia Woolfs Roman *Orlando* (1928), der seit seinem Erscheinen immer wieder neu interpretiert und vollkommen gegensätzlich bewertet worden ist. Die Abhandlung der Anglistin **Nadine Milde** veranschaulicht, dass diese Widersprüchlichkeit nicht nur an verschiedenen einander ablösenden Theoriepositionen, z.B. aus feministischem und queerem Umfeld, liegt. Sie ist vielmehr im Buch selbst schon angelegt, das unter anderem zwischen verschiedenen Definitionen von Androgynität, zwischen Essentialismen und ihrer Dekonstruktion schwankt, und letztlich jegliche endgültigen Wahrheitsansprüche verwirft.

Sally Potters filmische Adaptation dagegen scheint die Buchvorlage auf den ersten Blick stärker auf eine einzige Interpretationsmöglichkeit festzulegen: Für die Regisseurin überschreitet Orlando letztlich alle (Geschlechts-)Kategorien und steht für ein neutrales, universelles Mensch-Sein. Das Werk ist daher oft als enttäuschend reduktionistische Umsetzung des Buches kritisiert worden. Milde zeigt allerdings, dass der Film vielfach die von der Regisseurin geäußerte Botschaft untergräbt und so auch die Adaptation für diverse Interpretationsmöglichkeiten öffnet. Diese Mehrdeutigkeit liegt nicht zuletzt an Besonderheiten des filmischen Genres, vor allem an dem Problem der Rollenbesetzung. Spezielles Augenmerk gilt hier daher der Frage, wie Orlandos Geschichte einer Wandlung vom Mann zur Frau im Medium Film umgesetzt wird.

Nicht mit der Grenzüberschreitung von Geschlechtskategorien, sondern mit der von Mensch und Technik befasst sich der Beitrag der Kulturwissenschaftlerin **Marion Mangelsdorf** – und zwar mittels des surrealen, farbenfrohen und romantisch-komischen Science-Fiction-Films *Teknolust* (2002), bei dem Lynn Hershman-Leeson Regie führte. Hauptdarstellerin Tilda Swinton liefert hier eine vielgestaltige Performance ab, indem sie die Biogenetikerin Rosetta Stone wie auch die drei Replikantinnen spielt, die diese aus ihrer eigenen DNA anfertigte. Während die Reproduktion der Cyberdrillinge so einfach war wie „Brownies zu backen", erweist sich jedoch die Betreuung und Fürsorge der drei als schwierig. Nicht allein, weil sie für ihr Überleben ein Y-Chromosom benötigen, das sie männlichem Sperma entnehmen müssen, drängt es die Klone in die Welt der Menschen.

Anhand des Films lässt sich lustvoll durchdeklinieren, dass wir Cyborgs sind, wie die feministische Naturwissenschaftsforscherin Donna J. Haraway im *Manifesto for Cyborgs* bereits 1985 äußerte. Ebenso können mit dem Film Überlegungen Haraways weiterentwickelt werden, die sie in ihrem 2003 erschienenen zweiten *Companion Species Manifesto* skizziert hat: Wie kann ein Leben, die Liebe und das Begehren zwischen uns und anderen Cyborgartigen aussehen? In Verbindung mit Haraway nimmt Mangelsdorf den Film *Teknolust* zum Anlass, das *Uncanny Valley* zu durchschreiten, das humanoide Kunstwesen passieren müssen, bevor sie von Menschen Akzeptanz erfahren und sexy, charmant und intelligent – wie die Cyberdrillinge – deren Herzen erobern können.

Auch Lynn Hershman-Leesons Film *Conceiving Ada* (1997) ist im Science-Fiction-Genre zu verorten und verfolgt die steile Karriere der Symbolfigur Augusta Ada Byron King, Gräfin von Lovelace, zur Ikone der Informationstechnologie. Die Historikerin **Christa Klein** ordnet den Film vor dem Hintergrund unterschiedlicher Aneignungsformen dieser historischen Figur ein und stellt verschiedene Repräsentations- und Aneignungsformen der Gräfin – abermals gespielt von Tilda Swinton – vor. In einer dreistufigen Analyse wird nicht nur der Frage nach den geschichtsvermittelnden Potentialen, sondern ebenso der nach den geschichtspolitischen und selbstreflexiven Aspekten dieses Science-Fiction-Historiendramas nachgegangen.

Noch einmal mit Tilda Swinton in der Hauptrolle, schwankt die Darstellung von Mütterlichkeit zwischen Affirmation und Subversion in *Julia* (2008) – einem Film von Eric Zonca, mit dem sich die Theologin und Literaturwissenschaftlerin **Andrea Zimmermann** befasst. Anhand der detaillierten, filmischen Studie einer Frauenfigur, die zwischen Egozentrik, Gefühlskälte, Überforderung und Zärtlichkeit changiert, werden zunächst normative Erwartungen an dieses als historisch zu begreifende Konzept der Mutterliebe aufgerufen. Im weiteren Verlauf bleibt das Konzept einerseits den stereotypen Erwartungen von Fürsorglichkeit und Emotionalität verpflichtet, andererseits wird es von biologischer Mutterschaft getrennt und als sozial konstruiert lesbar gemacht. Die Prozesse der Manifestation gesellschaftlich erwarteter Verhaltensweisen werden dabei vor allem an körperliche Praxen gekoppelt vorgestellt. Mütterlichkeit entsteht

somit ganz im Butlerschen Sinne mittels performativer Akte und kann nicht mehr als naturgegebene Eigenschaft verstanden werden.

Eine kritische Auseinandersetzung mit Naturalisierungen und Homogenisierungen sozialer Kategorien sowie Körperpraxen ist auch der Film *Phantasien einer Frau*. Nach der Literaturwissenschaftlerin **Caroline Günther** könnte die deutsche Übersetzung von *Female Perversions* (1996) jedoch kaum unzutreffender, anstößiger und zugleich inspirierender ausfallen. Nicht um die Fantasien einer einzigen, sondern eher um die Neurosen mehrerer Frauen kreist das in Anlehnung an Louise Kaplans psychoanalytische Studie über weibliche Perversionen gedrehte Debüt von Susan Streitfeld und lässt sich damit im diskursiven Kontext einer *queer*-feministischen Kritik an einer rigiden heteronormativen Geschlechterordnung als Spiegel jeglicher (perversen) Fremd- und Selbstkonstitution situieren. In dem Film werden perverse Konzeptionen von Geschlecht, Geschlechterrollen sowie sexuellen Handlungen vorgeführt, stabile (Geschlechts-)Identitäten vorgetäuscht, weibliche Wunsch-, Angst- und Traumbilder inszeniert, traumatisierte Körper maskiert, gefesselt, geritzt, begraben, diszipliniert und de-/konstruiert, normierende gesellschaftliche Konstruktionen und Konventionen visualisiert, und die Konfrontation mit Fragen nach eigenen Perversionen sowie folglich der Konstitution und Determination des eigenen körperlich-leiblichen Ich wiederholt implementiert.

Feminisms Revisited – eine Momentaufnahme

Die *Freiburger GeschlechterStudien* verstehen feministische Theorie als differenzierte Kultur- und Gesellschaftsanalyse und möchten daher Abstand nehmen von medial veranstalteten Schlammschlachten auf Feucht- und anderen Gebieten. Der medienmächtige Diskurs um den Neuen Feminismus schafft zwar durchaus politische Gelegenheiten zu kritischer Intervention. Doch ist es dabei weiterhin wichtig, konsequent auf Kategorien wie Geschlecht und Sexualität sowie auf Ethnizität, *race*, Klasse und Alter hinzuweisen, da diese weltweit Ungleichheiten und Diskriminierungen produzieren. Auf diese globalen, transnationalen Zusammenhänge wird insbesondere auch der 2011 erscheinende Band der *Freiburger GeschlechterStudien* zum Thema „Migration, Mobilität, Geschlecht“ eingehen.

Der aktuelle Band „Feminisms Revisited“ appelliert zum einen an das feministische Erinnerungsvermögen und soll das diesbezügliche kulturelle Gedächtnis stärken. Zum anderen geht es uns um Revision im besten Sinn: um eine Rückschau und Prüfung, um ein Neu-Einordnen, aber eben auch darum, wieder Visionen für eine (geschlechter-)gerechtere Zukunft zu entwerfen. So soll der vorliegende Band dazu beitragen, dass unter Einbeziehung fundierter Analysen, die sowohl aktuelle als auch vormalige Erkenntnisse berücksichtigen, die gegenwärtige aktivistische, mediale, popkulturelle, politische wie auch theoretische Auseinandersetzung um Feminismus und Feminismen produktiv bereichert und fruchtbar gemacht wird.

Anmerkungen

1 Wir verwenden die besonders im Kontext der *queer theory* mittlerweile gängige Unterstrich-Schreibweise. Diese wird, beispielsweise in linguistischen Arbeiten, auch als *gender gap* bezeichnet. Mit dem Unterstrich möchten wir auf eine Leerstelle hinweisen, die sich mit multiplen Geschlechtsidentitäten füllen lässt, einen (Zwischen-)Raum jenseits rigider Geschlechterbinaritäten eröffnet und so z.B. von Transgendern, Intersexuellen oder Transsexuellen positiv besetzt werden kann.

2 Zitiert nach der online-Ausgabe des „Feminismus-Editorials" zu finden unter <http://www.zeit.de/2006/35/Feminismus-Editorial>, letzter Zugriff 04. September 2010.

3 Der spielerische Titel des Sammelbandes erinnert nicht nur an das f***-Wort, das amerikanische Radiostationen in Songtexten immer ausblenden. Der Titel versucht auch einen mit einem Schimpfwort assoziierten Feminismus positiver zu konnotieren. Zudem evoziert er Parallelen zur Fernsehserie „The L Word" (2004-2009), der ersten amerikanischen TV-Serie, in der (fast ausschließlich) lesbische, bisexuelle und transgender Hauptdarsteller_innen zu sehen waren.

4 Zitiert nach Violetta Simons Artikel „Der neue Feminismus. Total von der Rolle" zu finden unter <http://www.sueddeutsche.de/leben/der-neue-feminismus-total-von-der-rolle-1.187676>, letzter Zugriff 04. September 2010.

5 Mein Dank gilt an dieser Stelle Lina Wiemer, die mich ich auf die erste Ausgabe des *Missy Magazines* aufmerksam gemacht hat (mo). Siehe auch Lina Wiemers Rezension zu *Hot Topic* (2007) im vorliegenden Band. Siehe auch Lina Wiemers Rezension zu *Hot Topic* (2007) im vorliegenden Band.

6 Zitiert nach der HomepagWsy Magazines zu finden unter <http://missy-magazine.de/about/>, letzter Zugriff 04. September 2010. Alle folgenden Zitate von dieser website sind gekennzeichnete durch (*Missy*).

7 Eine gelungene Textzusammenstellung, die als Einführung in *chick lit* und *chick flick* dient, haben Suzanne Ferris und Mallory Young (2006) vorgelegt.

Literatur

Arn, Christof (2000) *HausArbeitsEthik. Strukturelle Probleme und Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- und Familienarbeit in sozialethischer Perspektive*. Zürich: Rüegger.

Baar, Robert (2010) *Allein unter Frauen: Der berufliche Habitus männlicher Grundschullehrer*. Wiesbaden: VS Verlag.

Bauer, Frank (2009) „Nicht viel Neues in Küche und Kinderzimmer – Zur Beharrlichkeit der traditionellen geschlechtsspezifischen Zeitverwendung in Deutschland und Großbritannien." *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*. Hg. Martina Heitkötter/ Karin Jurczyk/ Andreas Lange/ Uta Meier-Gräwe. Leverkusen Opladen/ Farmington Hills: Barbara Budrich, 235-257.

Baur, Nina (2007) „Der perfekte Vater – Männer im Konflikt zwischen eigenen Vorstellungen und institutionellem Rahmen." *Freiburger GeschlechterStudien* 21/2007: 79-113.

Bergmann, Franziska/ Jennifer Moos (2007) „Männer und Geschlecht." *Freiburger GeschlechterStudien* 21/2007: 13-37.

Bourdieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft* [1998]. Übersetzt aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Brückner, Margrit (2008a) „Wer sorgt für wen? Auswirkungen sich wandelnder Geschlechter- und Generationsverhältnisse auf die gesellschaftliche Organisation des Sorgens (Care)." *Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel*. Hg. Annemarie Bauer/ Katharina Gröning. Frankfurt/M.: Mabuse, 45-62.

Brückner, Margrit (2008b) „Kulturen des Sorgens (Care) in Zeiten transnationaler Entwicklungsprozesse." *Soziale Arbeit und Transnationalität: Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs*. Hg. Hans-Günther Homfeldt/ Wolfgang Schröer/ Cornelia Schweppe. Weinheim/ München: Juventa, 167-184.

Budde, Jürgen/ Ingelore Mammes (2009) Hg. *Jungenforschung empirisch: Zwischen Schule, männlichem Habitus und Peerkultur*. Wiesbaden: VS Verlag.

Büther, Stefanie (2008) „Pop. Die dritte Welle." Interview mit Sonja Eismann. *Zeit online. Zuender*. 04. September 2010 <http://zuender.zeit.de/2008/01/interview-sonja-eismann-popfeminismus-hot-topic?page=1>.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter* [1990]. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2004) *Undoing Gender*. New York/ London: Routledge.

Connell, Robert W. (2000) *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* [1999]. Übersetzt aus dem Australisch-Englischen von Christian Stahl. Opladen: Leske + Budrich.

Degele, Nina (2005) „Heteronormativität entselbstverständlichen: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies." *Freiburger FrauenStudien* 17/ 2005: 15-39.

Degele, Nina (2008) *Gender/ Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.

Dierks, Marianne (2008) „Karriere! - Kinder? Küche? Eine explorative Studie zur Verrichtung der Reproduktionsarbeit in Familien mit qualifizierten berufsorientierten Müttern aus der Perspektive von Frauen nach Beendigung ihrer Erwerbsarbeit." *Gerechtigkeit, Geschlecht und demografischer Wandel*. Hg. Annemarie Bauer/ Katharina Gröning. Frankfurt/M.: Mabuse, 63-86.

Dorn, Thea (2006) Hg. *Die neue F-Klasse – Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird*. München: Piper.

Edelman, Lee (2004) *No Future. Queer Theory and the Death Drive*. Durham/ London: Duke University Press.

Edelman, Lee (2006) „Antagonism, Negativity, and the Subject of Queer Theory." *PMLA* 121.3: 821-823.

Eismann, Sonja (2007) *Hot Topic. Popfeminismus heute*. Mainz: Ventil.

Engel, Antke (2009) *Bilder von Sexualität und Ökonomie: Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld: Transcript.

Erdem, Esra (2003) „Hausarbeit in der ethnischen Ökonomie." *Migration, Gender, Arbeitsmarkt. Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung*. Hg. María do Mar Castro Varela/ Dimitria Clayton. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer, 223-236.

Feminismus-Editorial (2006) „Emanzipation: Wir brauchen einen neuen Feminismus." *Editorial* 35/2006. *Zeit online*. 04. September 2010 <http://www.zeit.de/2006/35/Feminismus-Editorial>.

Ferris, Suzanne/ Mallory Young (2006) Hg. *Chick Lit. The New Woman's Fiction*. New York/ London: Routledge.

Flaake, Karin (2008) „Männliche Adoleszenz und Sucht." *Freiburger GeschlechterStudien* 22/2008: 97-105.

Foucault, Michel (1998) *The Will to Knowledge: The History of Sexuality, Volume 1* [1976]. Übersetzt aus dem Französischen von Robert Hurley. London: Penguin Books.

Fraser, Nancy (2001) *Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Fraser, Nancy (2009) „Feminismus, Kapitalismus und die List der Geschichte. Emanzipation oder Backlash." *Blätter* 8/2009: 43-57.

Fraser, Nancy (2010) „Die Krise des Kapitalismus: Markt, soziale Absicherung, Emanzipation." Übersetzt aus dem Amerikanischen von Moritz Ganzen, Vortrag vom 11.04.2010, Theater Freiburg i. Br., (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript).

Geiss, Sabine/ Sibylle Picot (2009) „Familien und Zeit für freiwilliges Engagement." *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*. Hg. Martina Heitkötter/ Karin Jurczyk / Andreas Lange/ Uta Meier-Gräwe. Leverkusen Opladen/ Farmington-Hills: Barbara Budrich, 291-317.

Groß, Melanie/ Gabriele Winker (2007) *Queer-/ Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse*. Münster: Unrast.

Hagemann-White, Carol (1984) *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich.

Hagemann-White, Carol (2006) „Sozialisation – Zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Leverkusen Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 71-88.

Halberstam, Judith (2003) *Female Masculinity* [1998]. Durham/ London: Duke University Press.

Halberstam, Judith (2005) *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York/ London: New York University Press.

Halberstam, Judith (2005a) „Zurück zur Zukunft. Generationen des Feminismus oder ‚Transgender-Feminismus und die Evolution des Clownfischs.'" Übersetzt aus dem Amerikanisch-Englischen von Franziska Bergmann und Jennifer

Moos. *Freiburger FrauenStudien* 17/ 2005: 41-50.

Halberstam, Judith (2008) „The Anti-Social Turn in Queer Studies." *GJSS* 5.2: 140-156.

Hanafi El Siofi, Mona (2009) *Der Westen – ein Sodom und Gomorrha? Westliche Frauen und Männer im Fokus ägyptischer Musliminnen*. Sulzbach/Ts.: Ulrike Helmer.

Haschemi Yekani, Elahe/ Beatrice Michaelis (2005) Hg. *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*. Berlin: Querverlag.

Herman, Eva (2006) *Das Eva-Prinzip: Für eine neue Weiblichkeit*. Starnberg: Pendo.

Herring, Scott (2010) *Another Country. Queer Anti-Urbanism*. New York/ London: New York University Press.

Jagose, Annamarie (2001) *Queer Theory. Eine Einführung*. Übersetzt aus dem Australisch-Englischen und herausgegeben von Corinna Genschel/ Caren Lay/ Nancy Wagenknecht/ Volker Woltersdorff. Berlin: Querverlag.

Kirsch, Max H. (2000) *Queer Theory and Social Change*. London/ New York: Routledge.

Koch-Mehrin, Silvana (2007) *Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus*. Berlin: Econ.

Lenz, Hans-Joachim (2007) „Zwischen Men's Studies und männlicher Verletzungsoffenheit – Zur kurzen Geschichte der Männerforschung in Deutschland." *Freiburger GeschlechterStudien* 21/2007: 41-77.

Levy, Ariel (2004) „Where the Bois Are." *New York* 37: 24-27.

Merck, Mandy/ Naomi Segal/ Elizabeth Wright (1998) Hg. *Coming out of Feminism?* Oxford/ Malden: Blackwell Publishers.

Pease, Allan und Barbara (2000) *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken: Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen* [1999]. Übersetzt aus dem Australisch-Englischen von Anja Giese. Berlin: Ullstein.

Simon, Violetta (2008) „Der neue Feminismus. Total von der Rolle." *Süddeutsche Zeitung* 07. Mai 2008. 04. September 2010 <http://www.sueddeutsche.de/leben/der-neue-feminismus-total-von-der-rolle-1.187676>.

Stöcker, Mirja (2007) Hg. *Das F-Wort. Feminismus ist sexy*. Königstein/T.: Ulrike Helmer.

Sullivan, Nikki (2003) *A Critical Introduction to Queer Theory*. New York: New York University Press.

Theweleit, Klaus (1977) *Männerphantasien. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.

Theweleit, Klaus (1978) *Männerphantasien. Männerkörper – Zur Psychoalyse des Weißen Terrors*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.

Thomas, Carol (1993) „De-Constructing Concepts of Care." *Sociology* 27/ 4: 649-669.

tom boi (2008) „Translocating Queer Feminism oder: Randbemerkungen." *queere (t)ex(t)perimente*. Hg. Franziska Bergmann/ Jennifer Moos/ Claudia Münzing. Freiburg: fwpf-Verlag, 30-38.

Walter, Willi (2000) „Gender, Geschlecht und Männerforschung." *Gender Studien. Eine Einführung*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 97-115.

Walters, Suzanna Danuta (2005) „From Here to Queer: Radical Feminism, Postmodernism, and the Lesbian Menace" [1996]. *Queer Theory*. Hg. Iain Morland/ Annabelle Willox. Basingstoke/ New York: Palgrave Macmillan, 6-21.

Warner, Michael (1997) Hg. *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory* [1993]. Minneapolis/ London: University of Minnesota Press.

Wetterer, Angelika (2003a) „Die Krise der Sozialisationsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse." *Zeitschrift für Frauenstudien und Geschlechterforschung* 1: 3-22.

Wetterer, Angelika (2003b) „Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen." *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.